

## Die letzte Kugel

### [1]

Die drei Studenten – an Mütze und Band für jedermann in Riga kenntlich als Brüder eines Dorpater Korps – hatten, als sie zur Dämmerstunde die Gaststätte betraten, sich suchend umgeschaut, ob ein Tisch für sie noch frei wäre. Da sich ein solcher nicht fand, hatten sie sich für einen Tisch entschieden, an dem ein Gast bisher allein  
5 gegessen hatte. Zu ihm hin, der nur die eine schmale Seite der langen Tafel für sich in Anspruch nahm, hatten sie, wie sich das so gehört, eine höfliche, kleine Verbeugung gemacht, darin sich die Frage ausdrückte, ob es gestattet sei. Der Herr hatte mit einem Kopfnicken geantwortet, worauf sie, ihm gegenüber ein Kleeblatt bildend, Platz genommen hatten. Es ergab sich daraus ein Abstand der drei am einen Ende zum Herrn am anderen Ende des Tisches. Zwischen  
10 ihnen und ihm blieben – und das änderte sich auch in der Folge nicht – etliche Stühle leer. Die drei bildeten so inmitten einer zahlreichen Gästeschaft, die unter sich auch ihre Zusammengehörigkeit hatte, eine kleine Gesellschaft für sich. Das Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit, das Band, war zwischen den Rockaufschlägen sichtbar. Sie fielen dadurch nicht auf. Studenten aus Dorpat sah man in Riga oft. Nachdem sie dem Kellner ihre Weisung erteilt, das Gewünschte erhalten und das erste Glas – es ist anzunehmen, dass es nicht das erste des Tages war – geleert hatten,  
15 saßen sie eine Weile schweigsam da, so als dächte jeder für sich angestrengt über etwas nach. Die Schweigsamkeit unterbrach als erster derjenige, der in der Mitte am Tisch zwischen den beiden anderen saß.

»Ich verstehe nicht«, sagte er und machte eine Pause. Er schien also mit dem Nachdenken allein nicht fertig werden zu können. »Ich verstehe es einfach nicht, wie jemand sich so feige benehmen kann. Mut, denke ich, ist doch wohl etwas, das unter anständigen Menschen sich von selbst versteht.« »Gewiss ist er das«, meinte der, der zu seiner Linken saß.  
20 »Aber es scheint, dass zuweilen gerade das, was sich von selbst versteht, sich am schwersten lernt.«

»Wer Mut erst lernen muss, gehört nicht zu uns«, sagte im Ton der Überzeugung der erste. »Dieses verpfuschte Duell ist eine Schande fürs Korps. Da hilft nur Rausschmiss.«

»Freilich«, bestätigte der zweite. »War aber sonst ein feiner Kerl. Schade um ihn.« »Ob schade oder nicht schade, raus muss er«, sprach jetzt der dritte, der rechter Hand vom mittelsten saß. »Darüber kann man ja gar nicht verschiedener  
25 Meinung sein. Aber in einer Hinsicht irrt ihr.« »In welcher?«

»Nicht der Mut ist das Selbstverständliche, sondern die Furcht ist es.« »Wie das?«

»Die Furcht ist das, was man nicht haben soll, nicht haben darf, was aber natürlicherweise jeder Mensch, ja jedes Lebewesen hat. Sie ist im Haushalt der Natur unentbehrlich. Denkt nur darüber nach, und ihr müsst mir recht geben. Die Natur aber ist für den Menschen das, was überwunden werden muss. Jeder muss in sich seine Natur überwinden.  
30 Darum ist die Frage gar nicht die, ob jemand Furcht hat. Er hat sie gewiss. Sie nicht zu zeigen, daraufkommt es an. Haltung – die Haltung ist im Leben die Hauptsache.« »Nun, die hat er bei dem Duell jedenfalls nicht gezeigt.« »Und eben darin bestand sein Fehler. Furcht konnte er haben, soviel er wollte. Er durfte nur die Haltung nicht verlieren. Mut ist überwundene Furcht.«

»Danach könnten ja die größten Feiglinge die größten Helden werden.« »Das kommt vor.«

35 »Nein«, sprach jetzt wieder der erste. »Ich habe von Mut eine andere Auffassung. Mut muss etwas Unbedingtes sein. Der wahre Mut ist der, der nicht erst eine Furcht zu überwinden hat.«

»Wohl bekomme dir deine Auffassung! Aber ich sage dir, es kennt keiner seinen eigenen Mut, ehe er sich nicht selber darin erprobt hat.«

40 »Und die Probe hat er nicht bestanden.« »Lassen wir ihn. Der Fall ist ohnehin schon vom Korps aus erledigt. Der Mann existiert für uns nicht mehr. Reden wir nicht mehr davon. Prosit!«

Sie tranken, schwiegen und sahen sich um, als sorgten sie sich, über den Gegenstand, der ja ein heikler war, zu laut gesprochen zu haben. Zu einigen älteren Herren grüßten sie höflich mit kleinen Verneigungen hinüber. Man konnte daraus ersehen, dass sie in Riga nicht fremd waren. Es hatte aber wohl niemand auf ihr Gespräch geachtet, denn auch an den anderen Tischen hatten sich Gruppen gebildet, die sich laut und angeregt unterhielten, so dass im Raum die  
45 Stimmen durcheinanderschwirrten. Man hörte Holz- und Getreidepreise nennen und Jagdgeschichten erzählen. Zwischendurch wurde nach den Kellnern gerufen, die alle Hände voll zu tun hatten, die vielen gleichzeitigen Wünsche der als Schwärm erschienenen Gäste zu befriedigen. Die meisten von ihnen kamen von einer Versammlung, die an die Ausdauer ihrer Teilnehmer erhebliche Anforderungen gestellt hatte. Reden macht hungrig, Zuhören müde, und durstig wird man von beidem. Wo isst man am besten? Wo trinkt man am besten? Also – wo trifft man sich nachher? Man  
50 hatte sich geeinigt auf jene Gaststätte, deren Name, berühmt über die Grenzen der Stadt, ja des Landes hinaus, Gewähr

dafür bot, dass man sie weder hungrig noch durstig verlassen würde. Und darum also war es heute hier so voll. Auf der Versammlung war viel die Rede gewesen vom Ernst der Zeit. Um so notwendiger war es, sich dafür zu stärken. Man stärkte sich. Die Kellner taten ihr Möglichstes. Der Ernst der Zeit schien wenigstens für die Dauer einer guten Mahlzeit hinausgeschoben.

55 Die stattgehabte Versammlung hing mit der Gründung eines landwirtschaftlichen Vereins zusammen. Ihre Einberufung war der Anlass gewesen, dass mancher Bewohner des Landes, der im Bereich des städtischen Pflasters sich sonst nur selten oder niemals blicken ließ, nach Riga gekommen war, um an der Gründung teilzunehmen. Wer also bei anderen, sich wiederholenden Zusammenkünften von Stadt und Land gewohnterweise nur bekannte Gesichter sah, der konnte bei dieser ausnahmsweisen Gelegenheit die Feststellung machen, dass es in Livland immer noch den  
60 einen und anderen gab, der nicht von allen gekannt war. –

»Wer ist jener, der dort allein sitzt?« – »Kenne ihn nicht.« – »Aber er war auch auf der Versammlung.« – »Nun, dann wird es ja wohl möglich sein zu erfahren, wer es ist.« – Und man erfuhr es gewiss. Denn sicherlich fand sich bald jemand, der über den Fremdling genauestens Auskunft zu geben wusste: Woher er stamme, wie sein Gut heiße und was seine Mutter für eine Geborene sei. Man war ja hier unter sich und sozusagen eine einzige große Familie.

65 Auch von den drei Studenten wusste man, wer sie sind. Waren doch ihre Väter angesehene Bürger der Stadt, sie also hier auf Ferien zu Hause.

Die drei, die nichts mit der Landwirtschaft zu tun hatten und darum auch nicht von der Versammlung, sondern von irgendeiner anderen Zusammenkunft hergekommen waren, stellten ihre Vermutungen darüber an, wer der Herr sei, der ihnen gegenüber allein am anderen Ende des Tisches saß. – Rigenser? – Nein. – Vom Lande? – Auch danach sah  
70 er nicht aus. Jedenfalls eine ungewöhnliche Erscheinung, fanden sie, ein Gesicht, das man nicht vergessen hätte, wenn man ihm schon einmal im Leben begegnet wäre. Sie rieten hin und her, bis schließlich der eine von ihnen meinte: »Es geht uns doch eigentlich gar nichts an, wer das ist. Und ihr brauchtet auch nicht fortwährend so auffällig zu ihm hinüberzustarren. Lasst ihn essen und uns trinken. Prosit!«

Sie hoben die Gläser und tranken einander zu. Wir wissen nun bestimmt, dass es nicht das erste Glas war, das sie  
75 leerten, und es sah auch nicht danach aus, als werde es das letzte sein. I)er eifernde Ernst, mit dem sie zu Anfang ihres Hierseins die Frage des Mutes und der Furcht erörtert hatten, war verflogen, war wie ja ein solcher Wechsel oft bei der Jugend vorkommt – einer übermütigen Stimmung gewichen. Der Wein mochte das seinige dazu beigetragen haben. Sie waren fröhlich geworden.

Fröhlichkeit geht darauf aus, sich anderen mitzuteilen. Fröhlichkeit möchte sich kundtun. Darum benimmt sich, wer  
80 fröhlich wird, leicht ein wenig auffallend und laut. Man war auch an den Nachbartischen nicht eben leise. Aber es mag in dem Benehmen der drei jungen Studenten wohl etwas gelegen haben, das jene bescheidene Zurückhaltung vermissen ließ, die ältere Leute so gern an jüngeren sehen. Jedenfalls, man blickte zu ihnen nicht mehr mit demselben allgemeinen Wohlwollen herüber, mit dem man ihr Hereinkommen bemerkt hatte. Ein alter Graubart, der entfernt von ihnen saß und an einem der Witze, die sie sich laut erzählten, keinen Geschmack gefunden haben mochte, murmelte  
85 etwas in sich hinein, wovon nur die Worte »die Jugend von heute« zu verstehen waren. Das übrige konnte man sich dazu denken. Andere wiederum schienen an dem Witz Gefallen gefunden zu haben und lachten mit.

Es zeigte sich schon hierin etwas, das in der Folge sich immer deutlicher bemerkbar machen sollte, dass nämlich die Anwesenheit der drei, die ja innerhalb der größeren Gemeinschaft eine kleine für sich bildeten, unter der Gästeschaft eine gewisse Spaltung hervorrief, eine Parteibildung sozusagen, für und wider sie. Die einen mochten sich gern in die  
90 Erinnerung an ihre eigene Studentenzeit zurückversetzen lassen, die anderen hingegen der Meinung sein, dass sie selber, zu ihrer Zeit, sich anders und jedenfalls besser benommen hätten. Auch hat ja jede Stätte ihre Geister, so insbesondere auch jede Gaststätte. Und den Geistern dieser Stätte mochte es zum mindesten befremdlich erscheinen, dass studentisches Wesen sich hier in einer Weise bemerkbar machen durfte, als sei es der Mittelpunkt des Ganzen. Als daher die Studenten, nachdem ihr Witz im Reden zur Neige ging, nun auch noch gar zu singen anhuben, da  
95 entstand darüber zunächst ein allgemeines Verstummen und Aufhorchen, worin aber zweierlei Stellungnahme enthalten war: Beifall und Missbilligung. Jemand meinte: »Die scheinen zu glauben, sie befänden sich hier in ihrer Korpskneipe in Dorpat.« Der Graubart sagte: »Es wird mir hier zu laut«, stand auf und wollte gehen. Seine Freunde zwar brachten ihn durch Beschwichtigungen von seinem Vorhaben ab, doch hörte er, nachdem er sich wieder gesetzt hatte, nicht auf, ergrimmt auszusehen. Nun war ja aber der Wein, der, wie man weiß, die Kehlen, durch die er  
100 hinabgeschüttet wird, sangesfreudig macht, nicht nur am Tisch der Studenten getrunken worden, und so fand denn das Lied, das von dorthier erscholl, sehr zum Missvergnügen des Graubarts und seiner Freunde, Mitsänger auch an den anderen Tischen, hier einen brummelnden Bass, dort einen schon etwas dünn gewordenen Tenor, denen sich ein von Husten unterbrochener Bariton anschloss. Es war das Lied, das von Dorpat aus sich die Liedertafeln eroberte: »Bruder trink einmal! Wir sind ja noch jung!«

105 Während also die kleine Gemeinschaft der drei von Seiten ihrer Umgebung zum einen Teil einen freundlichen

Widerhall ihrer Stimmung, zum andern eine spürbar werdende Ablehnung erfuhr, war dem Herrn, der ihnen gegenüber allein an seinem Ende des Tisches saß, weder das eine noch das andere anzumerken, weder ein Missvergnügen, noch ein Wohlgefallen an ihnen. Er gab, falls er sich über sie ein Urteil gebildet hatte, diesem in keiner Weise Ausdruck. Er aß, von einem beflissenen Ober, der sich wie zu seiner ausschließlichen Verfügung hielt, bedient, was dieser ihm vorsetzte. Es war eine Reihe auserlesener Gerichte. Den dazugehörigen Getränken sprach er in mäßiger Weise zu. Und dabei kümmerte er sich, wie auch sonst um nichts als um sein Essen, so auch um seine Tischgenossen scheinbar überhaupt nicht. Er sah nicht einmal nach ihnen hin. Nahm sein Blick doch zufällig einmal die Richtung über die Länge des Tisches hin, so fasste er mit diesem Blick die drei nicht ins Auge, sondern blickte so, als säße dort niemand. Nun kann es ja der Mensch im allgemeinen schlecht vertragen, für Luft angesehen zu werden. Man fühlt sich von einem Paar Augen angesehen und doch nicht angesehen, denn die Augen schauen so, als sei man gar nicht da. »Ihr seid mir Luft«, scheint dieser Blick zu sagen. Sie hatten sich immerhin gefragt, wer der Herr an ihrem Tisch sei. Er schien überhaupt nicht danach zu fragen, wer sie seien. Man ist es aber als Student aus Dorpat nicht gewohnt, so völlig übersehen zu werden.

Das Lied war zu Ende. Die drei Studenten tranken. Der Herr an ihrem Tisch machte sich mit Bedacht an irgendeine neue Köstlichkeit, die, appetitlich hergerichtet, vor ihn hingestellt worden war. Es sah nicht danach aus, als werde er damit seine Speisenfolge beenden. Wie sie im Trinken, so zeigte er im Essen Ausdauer.

Sie fingen an, ihre Bemerkungen über ihn zu machen, auch der, der vorher gesagt hatte, er ginge sie nichts an. Es stellte sich bei ihnen das Bedürfnis ein, ihm einen Spottnamen zu geben. Man suchte nach einem Tier, mit dem er sich vergleichen ließe. Der eine meinte, er sähe aus wie ein alter Auerhahn. Zu diesem Vergleich berechnete gewissermaßen das spärliche, über dem Scheitel zum Schopf gesträubte Haar, das an zerzauste Federn erinnerte, wie auch der Bart, der in eigentümlicher Weise vom Kinn weg zum Hals gestrichen war. Der zweite hingegen behauptete, er habe einmal einen Birkhahn geschossen in der Zeit der Mauser. Der habe genau so ausgesehen, struppig und mit roten Flecken an Stelle der Augenbrauen. Der erste verteidigte seinen Auerhahn, aber der dritte fand einen Ausgleich, indem er vorschlug, es könnte eine Kreuzung beider Vogelarten sein, ein Bastard von Auerhahn und Birkhenne. So etwas komme ja im Wald vor. Die beiden anderen stimmten ihm lachend zu. »Also ein Rackelhahn!« – Und damit war der gesuchte Spottname gefunden. Nun witzelten sie eine Weile darüber: Ob alle Rackelhähne so gefräßig seien und wie ein Rackelhahn sich bei der Balz benimmt, ob er kullert oder schnalzt, ob er bei den Hennen beiderlei Art beliebt oder unbeliebt sei, oder ob es ihm, als dem Maulesel unter den Vögeln des Waldes, versagt sei, Familie zu gründen. Das ging so eine Weile fort, bis schließlich der eine von den dreien, der auch bisher schon die meiste Zurückhaltung gezeigt hatte, meinte, der Witz habe sich erschöpft. Auch sollten sie leiser sprechen, da sonst der Rackelhahn es hören und darüber einschnappen könnte. »Möge er doch!« warf der zweite hin. »Ich möchte gern einmal sehen, wie ein Rackelhahn sich benimmt, wenn er einschnappt. Ob er übrigens unter den anderen Hähnen als satisfaktionsfähig gilt?«

»Und ich möchte gern einmal einen Rackelhahn schießen«, sagte der mittelste. »Alles habe ich schon in meinem Jagdbuch. Nur ein Rackelhahn, der fehlt mir grad noch darin.« »Schonzeit für Rackelhähne! – Singen wir lieber wieder eins! Prosit! – Was wollen wir singen?«

Sie einigten sich auf das »Ännchen von Tharau«, das gerade zu der Zeit ein sehr verbreitetes Lied und gewissermaßen das war, was wir heute den neuesten Schlager nennen würden. Wahrscheinlich hatte jeder von ihnen sein Ännchen, wenn es auch anders hieß und nicht von Tharau, sondern von Riga, von Dorpat oder sonst einer baltischen Stadt war, in der es hübsche Mädchen gab, und wo gab es die nicht! Also sangen sie mit Begeisterung und Gefühl. Und, als hätten die Geister, die mit den Studenten eingezogen waren, die Geister der Stätte allmählich doch für sich gewonnen, fielen nach und nach immer mehr Stimmen mit ein, so dass es ein voller Chor wurde und allen Ännchen von Tharau oder sonst woher die Ohren geklungen haben mögen. So blieb denn auch, vom Schwall der Töne überdeckt, das verdrießliche Murmeln, das gleichzeitig darüber entstand, in den Graubärten stecken, die, da es wirkungslos vergrollte, sich darauf beschränken mussten, ergrimmt auszusehen. Nur der Herr am Tisch sang weder mit, noch murmelte er. Wie von einem unsichtbaren Kreis umschlossen, durch den nichts hindurchzudringen vermochte als nur der auftragende Kellner mit seinen Schüsseln, aß er, ganz dieser einen Beschäftigung hingegeben, sich langsam durch eine Speisenfolge hindurch, deren Ende nicht abzusehen war. Den ihm dienenden Geist, der ihn in untertäniger Weise darüber beriet, was heute besonders zu empfehlen sei, würdigte er von Zeit zu Zeit einer kurzen anerkennenden Bemerkung. Alles andere, so schien es, war für ihn einfach nicht da.

Vor jedem der Gedecke stand ein Körbchen mit Brot, verschiedenerlei Art, hellerem und dunklerem. Auch jenes dunkelbraune, fast schwarze, aus dem gesäuerten Teig des Roggenmehles hergestellte Brot, das für den Balten der Inbegriff allen Brotes ist, durfte dabei natürlicherweise nicht fehlen. Es ist dies das Brot der heimatlichen Scholle, das tägliche, um das wir bitten, und darum das heilige Brot. Es duftet wie die blühende Heimate Erde selbst, und es behält immer etwas von ihrer Feuchtigkeit und Frische, so dass es sich kneten und formen lässt wie jener Lehm, aus dem Gott den Menschen erschuf. Auch vor den drei Studenten stand ein Korb mit solchem Brot. Und der eine von ihnen – es war derjenige, der am Ende des Tisches, also dem Rackelhahn gerade gegenüber saß – hatte während des Singens

aus einer Scheibe dieses dunklen Brotes ein Klümpchen herausgebrochen und es so lange zwischen Fingerspitzen und Handflächen gerollt und geknetet, bis daraus eine ebenmäßige kleine Kugel geworden war. Diese Kugel hatte er, 165 spielerisch und unnützlich, wie dergleichen Dinge geschehen, über die Klinge eines Tischmessers laufen lassen, schräg von der Spitze bis zum Griff, an dessen verbreitertem Ansatz sie, an weiterem Abwärtsrollen gehemmt, zum Stillstand kam. Dieses unlöbliche Spiel – man soll ja mit Brot nicht spielen – hatte er öfters wiederholt, ohne sich dadurch im Singen zu unterbrechen. Es war ein Nebenher unbeschäftigter Hände, das er trieb, eine ihm selber kaum bewusste Handlung. Und da nun einmal die Kugel wieder am Griff des Messers zur Ruhe gekommen war, nahm er sie dort 170 nicht wieder fort, sondern krümmte den Mittelfinger der rechten Hand am Daumen, so als wollte er die Kugel wegschnippen. Er sang: »Ännchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut, du, meine Seele, mein Fleisch und mein Blut.« Und genau auf das Wort »Blut« schnellte sein Mittelfinger vor und die Brotkugel flog, ein kleines Flachbahngeschoß, über die ganze Länge des Tisches und traf den Rackelhahn an der linken Schulter. Der Schütze hätte nachher bei seiner Ehre nicht sagen können, ob er mit Absicht gehandelt und mit Vorsatz gezielt habe. Jedenfalls 175 war er selber darüber erschrocken, dass sein Schuss ein Treffer geworden war. Vielleicht hätte er sich nach den vorangegangenen Gesprächen nicht gewundert, wenn der Rackelhahn als angeschossener Vogel mit einem krächzenden Laut in die Höhe gefahren wäre oder als beleidigter Mensch sich eine solche Belästigung ernsthaft verbeten hätte. Aber der Rackelhahn tat weder das eine noch das andere. Mehr erstaunt als erschrocken, ließ er den Bissen, den er gerade auf der Gabel hatte, nicht bis zu seinem Mund gelangen, sondern behielt ihn so lange in der 180 Schwebe, bis die von seiner Schulter abgeprallte Kugel, im Rücklauf über Teller hüpfend und an Gläser anschlagend, den Rand des Tisches erreicht hatte, über den sie hinabrollte und verschwand. Die Gabel mit dem aufgespießten Bissen sank auf den Tellerrand zurück. Der Rackelhahn stand auf. Er suchte nach der hinabgerollten Kugel, fand sie, bückte sich, hob sie auf und betrachtete sie prüfend, wie wohl ein Naturforscher einen von ihm bisher noch niemals untersuchten Gegenstand betrachtet, zog darauf aus einer Tasche seiner Weste einen kleinen mit Perlen bestickten 185 Beutel, der sonst zur Aufbewahrung von Münzen dienen mochte, tat die Kugel hinein und steckte den Beutel wieder fort. Hierauf begab er sich an seinen Platz zurück, setzte sich wieder hin und schob jetzt erst den vorbereiteten und inzwischen wahrscheinlich etwas abgekühlten Bissen in den Mund. Er schien gewillt, seine Mahlzeit ruhig fortzusetzen. Nur einmal, im Kauen innehaltend, blickte er lang über den Tisch hin, diesmal aber nicht ins Leere, sondern fest in das Gesicht des Studenten, der die Kugel abgeschossen hatte. Und, wie das die Gewohnheit mancher 190 Menschen ist, die auf dem einen Auge schärfer sehen als auf dem anderen, kniff er dabei das linke Auge zu und schaute nur aus dem rechten. Der Blick glich dem eines Schützen, der über Kimme und Korn sein Ziel ins Auge fasst.

Wäre das runde Kindergesicht des Studenten nicht vorher schon vom Wein gerötet gewesen, man hätte bemerken können, dass er einen roten Kopf bekam. Es wäre nun für ihn, sollte man meinen, kein unüberwindlich schwerer Entschluss gewesen, aufzustehen, zum anderen Ende des Tisches hinüberzugehen, eine kleine Verbeugung zu 195 machen, »gestatten Sie« zu sagen, seinen Namen zu nennen und eine Entschuldigung zu murmeln. Und damit wäre, so möchten wir glauben, der Vorfall als eine Ungeschicklichkeit glaubhaft zu machen und die ganze Sache als eine Geringfügigkeit wohl beizulegen und aus der Welt zu schaffen gewesen. Aber die Menschen tun ja nur in den seltensten Fällen das, was wir ihnen zu tun geraten haben möchten. Also machte der Student die Entschuldigung, die ihm wohl angestanden hätte, nicht, sondern saß da mit seinem roten Kopf wie ein kleiner Junge, der eine Dummheit 200 begangen hat, sie zwar nicht abstreitet, aber auch nicht bereuen möchte, sondern durch ein verlegenes Lachen für sie noch um Beifall wirbt.

Den Beifall, den er suchte, fand er bei seinem Korpsbruder, dem Nachbarn zur Linken, der, seinen Gesang unterbrechend, ihm zuflüsterte: »Da hast du ja den Rackelhahn, den du dir für dein Jagdbuch wünschtest.« – Anders der Nachbar zur Rechten, der ihm einen missbilligenden Blick zuwarf und zwischen die Zeilen des Liedes die Worte 205 einfügte: »Du benimmst dich unmöglich, mein Lieber«, weiter aber nichts unternahm, das wie ein Abrücken vom Korpsbruder ausgesehen hätte. Bruder bleibt Bruder, und man muss zu ihm halten, auch wenn er Dummheiten macht. Vielleicht wollte er ihm nachher gründlicher seine Meinung sagen. Vorläufig hielt er es für besser, ruhig weiterzusingen. Der Zwischenfall hatte noch kein Aufsehen erregt, und auch die kurze Unterbrechung des Liedes war niemandem aufgefallen, da die Mitsänger schon so in Schwung waren, dass durch sie die entstandene Lücke 210 überbrückt wurde.

»Kommen auch Wetter auf uns zu schlahn, wir sind gewillt beieinander zu stahn.« – Das klang so einmütig, als gäbe es unter den Geistern der Stätte keinen mehr, der dem guten Ännchen abhold gewesen wäre. Auch der Verursacher des Zwischenfalls, der unvorsichtige oder vorwitzige Schütze, sang wieder mit, mit einem so unbefangenen Ausdruck auf seinem runden Kindergesicht, als wäre der Fall für ihn damit erledigt, dass die von ihm abgeschossene Brotkugel 215 im gestickten Beutel des Rackelhahns verschwunden war. Aber – Rackelhähnen ist nicht zu trauen, und – Kugeln haben es in sich.

Hätte er wenigstens nun sich darauf besonnen, dass man mit Brot nicht spielen soll! Aber, als brauchten seine müßigen Hände diese Beschäftigung, hatte er im Singen bald wieder aus der schon angebrochenen Scheibe des dunklen Brotes einen Brocken herausgelöst und ihn so lange zwischen Fingerspitzen und Handflächen gedreht und

220 geknetet, bis daraus von neuem eine kleine Kugel entstanden war – der ersten zum Verwechseln ähnlich. Und wieder begann dasselbe Spiel mit der herabrollenden Kugel auf der schrägen Messerklinge.

Ja, was ist es – so müssen wir hier uns fragen – das den Menschen dazu bringt, eine einmal begangene Dummheit noch einmal zu begehen? Ist es ein böser Geist oder ein guter? Ist es, dass in ihm zwei Geister miteinander ringen, wobei schließlich der gute, da er allein mit dem bösen nicht fertig wird, sich Hilfe dadurch verschafft, dass er den bösen es so weit treiben lässt, bis ein Eingriff von außen den Kampf entscheidet – zugunsten des guten? Es ist im Menschen etwas, das Strafe haben will, und da er sie anders nicht bekommt, ihn Strafwürdiges begehen lässt. Die Kugel war, wie schon zu wiederholten Malen, am Ansatz des Messergriffes zum Stillstand gekommen. Aber darin, im Stillstand, wollte, ja konnte sie nicht verharren. In jeder Kugel steckt der Geist der Kugel. Er ist ihr Dämon. Er kann sich nicht damit zufrieden geben, dass die Kugel irgendwo ruht. Keine Kugel will ruhen. Sie will, dass wir sie in Bewegung setzen, sie rollen, laufen, springen, fliegen, sich drehen lassen. Warum drehen sich denn die Erde, der Mond, die Sonne und alle Sterne und fliegen umeinander? Warum ist denn gerade die Kugel Gegenstand unzähliger Spiele, angefangen von der harmlosen Murmel des Kindes bis zu den weniger harmlosen Spielbällen der Erwachsenen? Der Dämon macht's! Er kann nicht ruhen, solange die Kugel eine Kugel ist. Erst wenn sie, sei es durch Anprall, sei es durch inneren Druck oder sonst eine auf sie einwirkende Gewalt, ihre Form verloren hat, also keine Kugel mehr ist, verliert er seine Macht und lässt sie – und uns, die wir mit ihr spielten – endlich in Ruhe.

Der Student sang: »So wird die Lieb in uns mächtig und groß nach manchem Leiden und traurigen Los«, und genau auf das Wort »Los« ging auch der Schuss los, das heißt das Brotkügelchen, das auf der Messerklinge wie auf einer Zielbahn gelegen hatte, flog, vom Finger weggeschnippt, lang über den Tisch und traf den Rackelhahn an der rechten Schulter, oder, um beim Bild zu bleiben, am rechten Flügel. Die Wirkung dieses zweiten »Schusses« glich der des ersten. Nur dass ein zweites Mal an sich schon etwas anderes ist als ein erstes. Einmal kann keinmal sein, zweimal kann das auf keinen Fall.

Der Rackelhahn legte Messer und Gabel hin, stand auf, suchte nach der über den Tisch gerollten und zu Boden gefallenen Kugel, fand sie, hob sie auf, betrachtete sie und ließ sie in dem kleinen gestickten Beutel verschwinden, der seinen Platz in einer seiner Westentaschen hatte.

245 »Haben Sie etwas verloren?« fragte jemand vom Nebentisch. »Danke. Schon gefunden.« Der Kellner schien sich über den unbegreiflichen Sammeleifer seines Herrn nicht weiter den Kopf zu zerbrechen. Herren sind Herren. Wie will sich einer, der's nicht ist, ihre Schrullen erklären! Dienstefrig war er, als jener nach der Kugel suchte, herzugeeilt, sich nach ihr zu bücken, war aber beide Male damit zu spät gekommen. Nun stand er wieder wartend, ob der Herr noch einen Wunsch habe. Finsteren Blickes behielt er fortan das andere Ende des Tisches im Auge. Wie lange noch sollten ungestraft diese Angriffe auf seinen auserwählten Gast sich fortsetzen dürfen? »Ich bin dafür, dass wir das Lokal wechseln«, sagte der Student, der rechter Hand vom mittleren saß. – »Nun grade nicht«, sagte der zur Linken. Die zweite Kugel war nicht unbeobachtet geblieben. »Was geht am Tisch der Studenten vor?« fragte man sich. Darüber geriet das »Ännchen« in die Gefahr, ein frühzeitiges und verworrenes Ende zu nehmen. Die Hauptsänger waren nach der nochmaligen Unterbrechung ausgeschieden. Und die Mitsänger, der festen Führung ermangelnd, kamen aus Takt und Text und brachten das Lied ins Schwanken. Sie verirrten sich aus dem dritten Vers in den ersten und aus dem vierten in den zweiten zurück, so dass, da einzelne Stimmen vorauseilten, während andere zurückblieben, das Lied zu einem misstönenden Kanon wurde, den schließlich nur noch eine einzelne Stimme standhaft dem Ende zuführte. »Mein Licht, meine Sonn!« – das klang schon nicht mehr überzeugend. Der Rackelhahn, nochmals auf seinen Platz zurückgekehrt, hatte nicht wieder nach Messer und Gabel gegriffen. Die Mahlzeit war für ihn beendet. Auch die Schale mit den Früchten ließ er unberührt und bestellte nur noch den Kaffee. Nachdem er noch einmal mit dem zielenden Auge in das runde Gesicht des Studenten geblickt hatte, zog er aus seiner Brusttasche ein kleines Notizbuch hervor und begann, Eintragungen darin zu machen. Man hätte meinen können, er notiere sich die eben geschehenen Vorgänge. Vielleicht auch – es hat ja niemand Einblick in das Büchlein gewonnen – machte er sich bloß Notizen, die sich auf die stattgehabte Versammlung oder sonst auf irgendwelche geschäftlichen Dinge bezogen. Man kann ja nicht wissen, was alles ein Mensch sich zu notieren für nötig hält. Es kann erstens dies und zweitens das sein, und drittens...

Ja, was ist es – so müssen wir uns wieder fragen – mit der Zahl Drei? – Dass alles, was zweimal geschah, in eigensinniger Weise stets noch ein drittes Mal geschehen will! Einmal knüpft an, zweimal verwickelt, dreimal schließt oder löst den Bann. Dem Zwang der Zahl Drei unterworfen, hatte der Student zum dritten Male eine kleine schwarze Brotkugel geformt und sie auf die als Roll- und Zielbahn dienende Messerklinge gelegt. Und so, als wäre auch sein Nachbar zur Rechten dem Zahlenzwang gegenüber machtlos, hatte auch er, obwohl er sah, was geschah, nichts unternommen, den Korpsbruder von dessen Vorhaben zurückzuhalten. »Flügellahm ist er schon«, flüsterte der Korpsbruder von links. »Jetzt brauchst du ihm nur noch den Fangschuss zu geben.« Im Tempo schleppend und in der Tonart absinkend, beendete der allein gebliebene standhafte Sänger das »Ännchen«: »Um deines herum«.

Der Mittelfinger, am Daumen gekrümmt, spannt sich und teilt, indem er sich streckt, der Kugel seine Geschwindigkeit mit, dass sie, nach den Gesetzen der Ballistik, fliegt und – trifft.

»Herzschuss«, rief belustigt eine Stimme vom Nebentisch.

»Unerhört«, ließ ein Bass sich vernehmen. Es war der Graubart aus seiner Ecke. Eine plötzliche Stille trat ein. Einige ferner Sitzende standen auf, um besser sehen zu können, was da vor sich ginge. Diesmal kam auch der Kellner mit seiner Dienstfertigkeit nicht zu spät. Er hatte aufgepasst, wohin die Kugel, von der Brust des Gastes abgeprallt und über den Tisch zu Boden gefallen, gerollt war. Kriechend holte er sie unter einem der Nachbartische hervor und überreichte sie auf einem Teller, so als handle es sich dabei um eine ihm längst bekannte Gewohnheit seines Herrn. Auch diese dritte Kugel verschwand in dem gestickten Beutel und mit ihm in der Westentasche des Rackelhahns.

Der setzte sich noch einmal hin, aber nur, um sich die Rechnung geben zu lassen. Während der Kellner sie schrieb – sie war lang – schrieb auch er noch etwas in sein Notizbuch. Die Rechnung des Kellners prüfte er genau, verzichtete aber darauf, sich auf die Scheine, die er hinlegte, etwas herausgeben zu lassen.

Dann stand er auf und blickte sich um, als suche er unter vielen fremden Gesichtern nach einem bekannten. Das schien er gefunden zu haben, worauf sein eigenes Gesicht einen freundlicheren Ausdruck annahm. Er ging, während er sich dem Ausgang näherte, auf einen Herrn zu, der in Gesellschaft anderer saß, bei seinem Herankommen aber aufstand und ihn herzlich begrüßte. Mit ihm wechselte er einige Worte, worauf jener ihn zur Tür hinaus begleitete. Der Begleiter kam bald wieder, allein. Er trat an den Tisch der Studenten heran, machte eine förmliche Verbeugung und stellte sich vor, was die Studenten, natürlich gleichfalls stehend, erwiderten.

Dem Schützen überreichte er eine Visitenkarte, wodurch zugleich allen Beobachtern deutlich gemacht war, dass eine Forderung gefallen war.

»Über die Sache selber, meine Herren«, sagte er, »sind nicht viel Worte zu verlieren. Drei Brotkugeln – drei Bleikugeln, das gibt eine einfache Rechnung. Ehe wir uns aber über die genaueren Bedingungen einigen, möchte ich nicht versäumen, einen Hinweis zu erwähnen, den mir mein Parteigabe gab. Ich bin, so sprach er, an drei Stellen meines Leibes getroffen worden. Zuerst an der linken Schulter, dann an der rechten, und das dritte Mal war es Herzschuss. Genau so werden auch meine Kugeln sitzen: linke Schulter, rechte Schulter, Herz.«

In den Gesichtern der drei Studenten rührte sich kein Muskel.

»Und nun«, wandte er sich an den Schützen, »darf ich bitten, mir Ihren Sekundanten zu nennen und, da Ihnen als dem Geforderten die Wahl des Unparteiischen zusteht, auch diesen.«

Die Rollen waren schnell verteilt. Zum Sekundanten erbot sich mit Ungestüm der Korpsbruder, der zur Linken gesessen hatte, während der zur Rechten das Amt des Unparteiischen übernahm.

Über den weiteren Verlauf des Abends erzählte man sich nachher in der Stadt allerlei merkwürdige Dinge. Die an dem einen Tisch entstandene Gegnerschaft habe, so sagte man, auf die anderen Tische übergegriffen, wie ein Brand, der sich durch umherfliegende Funken ausbreitet. Es seien herüber und hinüber, zwischen Einzelnen und Gruppen, allerlei Bemerkungen, Äußerungen und Rückäußerungen ausgetauscht worden, in einem spitzen, verletzenden, nicht mehr gutmütig scherzenden Ton, also dass selbst zwischen ältesten Freunden eine gereizte, ins Feindselige entartende Stimmung aufgekommen sei. Die einen hätten für die Studenten Partei genommen und gemeint, man müsse doch Spaß verstehen. Die anderen dagegen hätten von verletzter Würde gesprochen und dass man sich nur ja nichts gefallen lassen dürfe, am wenigsten vom Übermut der Jugend. Und über dieses Wort vom Übermut der Jugend seien dann vollends zwei Parteien entstanden, mit Stellungnahme für und wider, mit gegeneinander von den Stühlen aufstehen und auf den Tisch schlagen, mit erhitzten Gesichtern und dem Gebrauch von Ausdrücken, die schon nicht mehr weit von Beleidigungen waren. Was aber besonders merkwürdig angemerkt und fast unheimlich gewirkt habe, sei gewesen, dass während dieses, alle Einmütigkeit einer bisher friedlichen Gesellschaft zerstörenden Zwistes selbst die leblosen Gegenstände, wie von einem allgemeinen Taumel ergriffen, sich so benommen hätten, als seien die Geister der Zwietracht auch in sie gefahren. Gläser, die bis dahin fest auf ihrem Fuß gestanden hätten, seien, ohne dass man bemerkt habe, wie jemand an sie stieß, umgefallen und zerbrochen. Flaschen hätten, statt ihren Inhalt in die dazu bestimmten Gefäße, beziehungsweise Kehlen zu schütten, ihn über Tischtuch und Hosenbeine ergossen. Gabeln seien zu Boden geklirrt und hätten getönt wie verstimmte Stimmgabeln. Harmlose Tischmesser hätten angefangen zu funkeln wie Dolche, und es habe nicht viel gefehlt, dass hier und da eine Hand sich um ihren Griff geschlossen hätte wie um eine Stoßwaffe. Und selbst der große Kronleuchter, der in der Mitte des Raumes von der Decke herabhängt, habe, nachdem er sich auf unbegreifliche Weise verdoppelt, angefangen zu schaukeln und sich zu drehen, so dass schließlich einer, um diesem Spuk ein Ende zu machen, eine Drehpistole gezogen und die Wachslichter daran eines nach dem anderen ausgeschossen habe. Eine Leistung, die allgemeine Anerkennung gefunden und damit wieder eine friedlichere Stimmung angebahnt habe. Nach und nach sei denn auch der Aufbruch der Gäste erfolgt, lange nachdem die drei Studenten, fast unbemerkt, das Lokal verlassen hatten. Als allerletzter sei nur noch der Graubart, von allen Freunden verlassen, einsam in seiner Ecke zurückgeblieben, vor sich auf dem verödeten und begossenen Tisch nichts als die eigne geballte Faust, zu der er, in Ermangelung anderer Zuhörer, gesprochen habe wie zu einem Gesinnungsgenossen. Was er gesprochen hat, ist uns nicht überliefert. Es blieb im Bart stecken. Aber mit Sicherheit

dürfen wir annehmen, dass es etwas gewesen ist, darin der Ausdruck »die Jugend von heute« vorkam.

## 2

335

»Daran siehst du, Michel, dass diese ganze Ankündigung, wie seine Kugeln sitzen werden, nichts als leere Prahlerei ist, eine Art Kampfgeschrei, dem Gegner Angst zu machen. Wahrscheinlich hat er das bei den Wilden gelernt, bei denen er sich ja längere Zeit aufgehalten haben soll. Unter uns ist das nicht üblich. Was soll denn das heißen: Erste Kugel – linke Schulter? Wer, der beim Duell nur einigermaßen richtig steht, kann in die linke Schulter getroffen werden? Sonst, bitte, wohin du willst. Nur ausgerechnet die linke Schulter, das ist ganz ausgeschlossen. Außer, du müsstest sie ihm absichtlich zuwenden. Oder er wäre im Besitz des Geheimnisses, wie man um die Ecke schießt. Wir wollen nicht annehmen, dass wir es mit einem Zauberer zu tun haben. Also haben wir es mit einem Renommisten zu tun, und das sind meist die ungefährlichsten Leute.« Also äußerte sich der Student, der für das bevorstehende Duell das Amt des Unparteiischen übernommen hatte. Ihm antwortete, ehe der Geforderte selber zu Wort kam, der Sekundant:

»Mein Lieber, ich muss dich darauf aufmerksam machen, dass es bei uns auch nicht üblich ist, einen Gegner, mit dem man hängt, in irgendeiner Weise herabzusetzen, wozu du unseren guten Michel soeben verleiten willst. Das schickt sich für dich als Unparteiischen schon gar nicht. Willst du ihm damit Mut machen? Ich halte das nach dem, was Michel uns über seine Auffassung von Mut mitgeteilt hat, zum mindesten für überflüssig. Und was die allerdings ein wenig lächerliche Ankündigung: erste Kugel – linke Schulter betrifft, nun, so meine ich dazu, dass wir auf dem Kampfplatz ja auch nicht bloß mit Hirtenstäben in der Hand antreten werden. Michel ist, wenn er auch selber noch nicht im Duell gestanden hat, im Pistolenschießen geübt und bekanntlich einer unsrer sichersten Schützen, ein Schnellschütze, wie man ihn nur selten findet. Es sieht mir ganz danach aus, als ob der Rackelhahn gar nicht erst dazu kommen wird, weder rechts noch links, weder gradaus noch um die Ecke zu schießen. Im übrigen, finde ich, können wir uns nur gratulieren. Michel hat sich für sein erstes Duell nicht den schlechtesten Gegner ausgesucht. Wenn das stimmt, was ich über ihn erfahren habe – alle Achtung! Scheint schon in seiner Jugend ein sonderbarer und recht wilder Vogel gewesen zu sein. Früh flügge, in die Welt hinaus, hat sich, der Himmel weiß wo, herumgetrieben. Hat jetzt auf seinem Gut, das er nur selten noch verlässt, eine sehenswerte Sammlung von Kuriositäten: ausgestopfte Vögel, Krokodile, Waffen von allerlei Völkern. Soll Freunde in allen Erdteilen haben, verkehrt aber im Land nur mit wenigen. Bin aber doch froh, dass er dich, mein guter Michel, nicht auf Pfeil und Bogen gefordert hat. Vor vergifteten Pfeilspitzen hätte ich Angst. Aber nun lass dir, da du ja bei unserer letzten Verhandlung nicht zugegen warst, die genauen Bedingungen noch einmal ausführlich erklären.«

Der mit Michel Angeredete, in diesem Fall also die Hauptperson, erwiderte auf die Ausführungen seiner beiden Freunde nichts. Den Erklärungen, die sie ihm betreffs der Bedingungen gaben, schenkte er bereitwillig die nötige Aufmerksamkeit, ohne jedoch dazu etwas zu sagen.

In dem Augenblick, als die drei sich eine mit zwei Pferden bespannte Mietdroschke, kurz »Zweispänner« genannt, heranwinkten, um nach dem Kampfplatz, einem vor der Stadt gelegenen Wäldchen, hinauszufahren, ging auf dem Bürgersteig jener Student und gewesene Korpsbruder vorüber, dessen mangelhafte »Haltung« der Ausgangspunkt ihres Gespräches über den Mut gewesen war. Er drückte sich bleichen Gesichtes scheu an ihnen vorüber, sie nicht grüßend, wohl weil er gewärtigen musste, dass sie seinen Gruß nicht erwidern würden. Und in dieser Annahme täuschte er sich sicherlich nicht. Denn man grüßt ja nicht einen Menschen, der für einen »nicht mehr existiert«. Im Wagen, dessen breiter Sitz Raum für drei schlanke Gestalten nebeneinander bot, saßen sie in ähnlicher Anordnung, wie sie am Tisch gesessen hatten: Michel in der Mitte, der Unparteiische rechts, der Sekundant links von ihm. Und so werden wir es bei dieser Bezeichnung lassen: der Rechte und der Linke. Der Erzähler mag seine Gründe dafür haben, wenn er die Namen verschweigt. In jedem Fall schafft es für den, der die Geschichte liest oder hört, den Vorteil, dass sein Gedächtnis verschont bleibt mit Namen, die er wahrscheinlich ja doch wieder vergessen würde.

Am vereinbarten Ort fanden sie den Gegner mit zwei Begleitern vor. Der eine war der Sekundant, der die Forderung überbracht hatte. Der andere stellte sich als Arzt vor. Die Studenten kannten ihn nicht. Es war ein Herr von fremdländischem Aussehen mit schwarzem Spitzbart. Die Vorbereitungen wurden getroffen.

Michel empfand nach all den Dünsten einer durchzechten Nacht wohlthuend den Waldduft und die frische Kühle des klaren Herbstmorgens. Noch viel wohlthuer empfand er die Feststellung, die er an sich selber machte: Er hatte keine Furcht. Da war, so schien es ihm, nichts, das erst zu überwinden gewesen wäre.

Es ging alles in der Weise vor sich, wie es die alten, erfahrungsreichen Regeln des Duells, abgewandelt nach den Gebräuchen der Zeit und des Ortes, vorschreiben. Man wählte den Platz, eine kleine, von Birken und jungen Kiefern

385 umstandene Waldblöße, die übrigens nicht zum erstenmal den Knall von Pistolenschüssen widerhallen sollte. Es war ein für Duelle längst als geeignet befundener, sozusagen ein schon gut eingeschossener Platz. Auch der Waldhüter, der die Aufsicht über das Revier hatte, wusste Bescheid und würde sich, eines guten Trinkgeldes gewärtig, nicht störend bemerkbar machen.

Der Unparteiische schritt die Entfernung ab und bezeichnete durch in den Boden gesteckte kleine Zweige die Stellen, an denen die Duellanten stehen sollten. Entfernung – 15 Schritte. Die vom Linken beantragte Übersteigerung der Bedingungen auf nur 10 Schritte war von der Gegenseite abgelehnt worden. Dagegen hatte man dem Rackelhahn den Vorzug eingeräumt, mit seinen eignen Waffen loszugehen, worin für den Geforderten natürlich eine Verschärfung lag, die aber damit begründet wurde, dass er, der Rackelhahn, ja auch mit einer ihm bisher fremden Waffe, nämlich Brotkugeln, angegriffen worden sei. So hatte er also seinen eigenen Pistolenkasten mitgebracht. Es lagen in ihm zwei prachtvolle alte Duellpistolen, Meisterwerke des zu seiner Zeit berühmten Kuchenreuther, ausgezeichnet gehalten und von feinsten Ausführung.

Die Pistolen für die Sekundanten, auf die es ja voraussichtlich nicht weiter ankommen würde, stammten aus dem Besitz des Vaters eines der Studenten und waren, um die Familie nicht unnötig zu beunruhigen, noch während der Nacht heimlich aus dem Haus entwendet worden.

Alle vier Rohre wurden also vom Unparteiischen unter Beisein der beiden Sekundanten geladen. Hierauf wurde, wie das so üblich ist, gelost. Der Rackelhahn, als der Beleidigte, durfte zuerst ziehen und zog die Nummer 2, die, nach Aberglauben oder Erfahrung als die glücklichere gilt. Bis auf den Arzt, der, Zigaretten rauchend, sich abseits hielt, nahm nun jeder den ihm angewiesenen Platz ein: Die Sekundanten ein paar Schritte linker Hand ihrer Parten, der Unparteiische in der Mitte, das heißt natürlich nicht in der Schusslinie, aber in gleicher Entfernung von den beiden Duellanten. Es folgte als nunmehr fällige Formalität die Aufforderung, sich zu versöhnen, die, mit Schweigen beantwortet, als abgelehnt galt. Hierauf wurden die Bedingungen noch einmal genau formuliert: Dreimaliger Kugelwechsel. Tritt bei einem der Duellanten vorzeitige Kampfunfähigkeit ein, wird bis zu seiner Wiederherstellung die Fortsetzung des Zweikampfes vertagt. Zielzeit: 5 Sekunden. Noch standen die beiden Partner unbewaffnet einander gegenüber. Langsam und deutlich sprechend, setzte der Unparteiische seine zum Ritual gehörenden Ausführungen fort: »Ich werde sprechen: Rüstet euch! Wonach die Sekundanten, jeder seinem Parten, die Waffen überreichen. Ich frage dann: Seid ihr fertig? – worauf ich mit ›fertig‹ zu antworten bitte. Dann werde ich: eins, zwei und drei zählen. Zwischen eins und zwei liegen drei, zwischen zwei und drei zwei Sekunden. Wer vor eins oder nach drei zielt oder schießt, hat die Kugel des Gegensekundanten zu erwarten. Vor dem eigentlichen Zählen werde ich ein Probezählen veranstalten.« Er zählte, auf die Uhr in seiner Hand blickend: »Eins«, ließ drei Sekunden vergehen, »Zwei«, wartete zwei Sekunden, »Drei«. Und dann fielen die schwerwiegenden Worte: »Jetzt gilt's.« »Rüstet euch!«

Michel fühlte, als ihm vom Linken die Pistole in die Hand gedrückt wurde, dass sie sich angenehm anfasste und gut in der Hand lag. Zugleich erinnerte er sich daran, dass er, entgegen den Mahnungen des Linken, sich vorgenommen hatte, ohne jede Übereilung zu zielen. Wenn er, so meinte er, genau auf das Kommando »Zwei« abkam, so würde das als eine Zeitdauer von mittlerer Länge einer auch sonst in jeder Hinsicht tadellosen Haltung am besten entsprechen. Was das Treffen oder Nichttreffen betraf, so müsse man das, dachte er, dem Schicksal überlassen. Denn natürlich schoss man nicht absichtlich daneben. Noch hielt er, wie auch sein Gegner, die Waffe gesenkt. »Seid ihr fertig?« »Fertig – fertig.« »Eins.«

Beide hoben die Pistolen.

Eine Zeit verging, deren genaues Maß nur der Unparteiische kannte, der auf den Sekundenzeiger seiner Uhr sah. »Zwei.«

Kurz nach Michels Schuss knallte auch der Schuss des Rackelhahns.

Michel machte, als habe ihn etwas in Drehung gebracht, eine Wendung nach links, fiel weich ins Gras und war, als der Arzt, ihm beizustehen, herzusprang, bewusstlos.

430

### 3

Nach Anlegen eines Notverbandes hatte der fremde Arzt mit dem schwarzen Spitzbart sich weiter nicht um den Verwundeten gekümmert, sondern es dessen Freunden überlassen, ihn heimzuschaffen. Es war für Michels Eltern, als ihnen der Sohn wie ein Verunglückter ins Haus gebracht wurde, keine angenehme Überraschung. Da lag er nun, vom alten Hausarzt betreut und von einer ganzen besorgten Familie, Vater, Mutter und Geschwistern, gepflegt, und grübelte Tage und halbe Nächte lang darüber nach, wie es möglich gewesen war, dass er, allen Wahrscheinlichkeiten

des Duells zum Trotz, an der linken Schulter hatte verwundet werden können.

Die Freunde konnten sich's auch nicht erklären. Der Linke hatte wohl mehr die Haltung des Gegners als die seines  
440 Parten im Auge gehabt, und der Rechte hatte ja als Unparteiischer zählend auf seine Uhr sehen müssen. Sie  
versicherten ihm zwar, seine Haltung sei eine ganz vorzügliche gewesen, aber das beruhigte ihn nicht, denn im  
entscheidenden Augenblick hatten sie ihn ja gar nicht beobachten können. Eine Erklärung brachte erst der gegnerische  
Sekundant, der im Auftrag seines Parten, des Rackelhahns, sich nach Michels Befinden erkundigen und ihm eine  
445 baldige gute Besserung wünschen kam. Von ihm erfuhr er: In dem Augenblick, da beide die Pistolen hoben, habe er in  
auffallender Weise seinem Körper eine Wendung nach rechts gegeben, dass er dadurch die linke Schulter dem Gegner  
als Ziel preisgab. Der hatte es also nicht nötig gehabt, »um die Ecke zu schießen«.

Damit aber war nur die Tatsache erklärt, nicht ihr Beweggrund. Den Gedanken, er könnte möglicherweise unter einem  
von seinem Gegner ausgehenden Willenszwang gestanden haben, verwarf er. Den Rackelhahn für einen ganz  
gemeinen Hypnotiseur zu halten, verbot ihm die Achtung, die er für jenen empfand. Was also blieb zu untersuchen  
450 übrig? Die Ursache seines Handelns in sich selbst zu finden – das sah er nun für eine Aufgabe an, die wohl des  
Nachdenkens wert sein mochte.

Und so fand er: Beim Anblick der Pistole des Gegners, die sich auf ihn zu richten begann, hatte es ihn unwillkürlich  
durchzuckt: »Nur jetzt schnell weg mit der linken Schulter!« Aber war das nicht eben die Furcht, die zu haben er sich  
nicht zugestehen wollte? Und darum hatte er, um sich selber zu beweisen, dass er keine habe, den durch die  
455 Ankündigung bedrohten Teil seines Körpers nun erst recht dem Gegner hingehalten: »Hier, mein Herr! Es soll nicht  
an mir liegen, wenn Sie nicht treffen!« Nun – und jener hatte getroffen. Aber – warum hatte er selber  
vorbeigeschossen, wo er doch, wie er meinte, ganz sorgfältig draufgehalten hatte, sozusagen mitten hinein? Dafür aber  
gab ihm der Linke die lachende Erklärung: »Wir kennen das von der Jagd her, mein Lieber. In der Natur ist immer  
sehr viel Platz nebenbei.« Unerwartet, entgegen aller ärztlichen Voraussage, trat hohes Fieber ein. Der alte Hausarzt  
460 zog bestürzt einen zweiten Arzt zu Rate. Sie flüsterten miteinander Latein. Ins Deutsche übersetzt, hieß ihr Geflüster:  
»Blutvergiftung«.

Michel wurde aus der Behaglichkeit des elterlichen Hauses in die Unbehaglichkeit einer privaten Klinik überführt.  
Grauenhaft ist es dort, wo Sauberkeit, nichts als Sauberkeit den einzigen Schmuck der Lebensräume ausmacht. Er  
kam sich vor wie in einer Vorhöhle. In dieser erschien ihm ein Engel. Der Engel trug gescheiteltes Haar, das sich an  
465 den Schläfen in kleinen, braunen Löckchen ringelte. Er beugte sich über ihn, sah ihn mitleidig an. Als Michel dem  
Engel die Hand reichen wollte, dass dieser ihn in den Himmel führe, schwand die Erscheinung. Michel fragte, fiebrig  
redend, wo der Engel geblieben sei und ob er nicht wiederkommen werde. Jemand lachte. Sicherlich war das ein  
Teufel. Also war es doch wohl nicht so ganz einfach, in den Himmel zu kommen.

Die Ärzte waren verschiedener Meinung. Der Chirurg, der erste am Ort, sprach sich für Amputation des Armes aus.  
470 Man zögerte. Am dritten Tag des Fiebers erschien in der Klinik, dort von niemandem gekannt, jener Arzt, der beim  
Duell zugegen gewesen war. Er sei, sagte er, dringend herbeigerufen worden. Ob er den Kranken sehen dürfe. Man  
ließ ihn zu. – Von »Blutvergiftung«, so lautete sein Urteil, könne gar nicht die Rede sein, es sei denn, man übertrüge  
diesen Begriff auf seelische Zustände. Der junge Mann sei von der Seele her krank, nicht vom Körper her. Er sei  
sozusagen seelisch angeschossen. Da aber sehr häufig, und so auch in diesem Fall, der Körper die zugänglichsten  
475 Angriffspunkte, um an die Seele heranzukommen, biete, so rate er zu einer sehr einfachen körperlichen Behandlung,  
keineswegs aber zur Amputation, die, statt zu retten, die Lebensgefahr nur vergrößern würde. »Abführen, schwitzen  
lassen. Geben sie ihm...« und er nannte ein harmloses Hausmittel, wie man es Kindern gibt, die durch irgendeine  
Unmäßigkeit krank geworden sind. Er bäte, sagte er, doch wenigstens den Versuch zu machen. Danach ging er.

Das »unschuldige« Mittel half. Von der Amputation sprach niemand mehr. Michel konnte in die elterliche Wohnung  
480 heimkehren, wo Pflege und Schonung, von den Ärzten immer noch angeraten, ihm in reichlichster und liebevollster  
Weise zuteil wurden. War er doch für die Seinen wie ein dem Tod Entrissener.

Öfters besuchten ihn seine beiden Freunde, der Rechte und der Linke. Er kam, sooft er mit ihnen zusammen war,  
immer wieder auf die Ereignisse jener Nacht und jenes Morgens zurück, so dass sie, die ja inzwischen weitergelebt  
hatten und längst an andere Dinge dachten, vergeblich sich bemühten, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er ließ  
485 nicht ab, bis er eines Tages, es war wie zufällig, durch sie noch eine Einzelheit, die ihm bisher unbekannt geblieben  
war, erfuhr. Der Sekundant des Rackelhahns hatte lächelnd, wie man über Absonderlichkeiten eines Freundes lächelt,  
dem Linken erzählt: Der Rackelhahn habe, noch die rauchende Pistole in der Hand, in die Westentasche gegriffen,  
einen kleinen gestickten Beutel hervorgezogen, ihm eine der Brotkugeln, mit denen er beschossen worden war,  
entnommen und sie hinter sich in den Wald geworfen.

490 Diesen Bericht seiner Freunde hörte Michel mit weit aufgerissenen, seltsam dunkel gewordenen Augen an, lehnte sich  
danach im Bett, das er immer noch hüten musste, zurück und sagte mit einem Seufzer, der wie Erleichterung klang:  
»So hat er also nur noch zwei.« »Ja«, lachten die Freunde. »Zwei wird er wohl noch haben. Wir wollen ihn bitten,

dass er sie dir testamentarisch vermacht – für den Fall nämlich, dass er selber nicht dazu käme, sie in den Wald zu werfen. Also werde nur recht schnell wieder gesund. Wir sind nämlich beide fest davon überzeugt, dass das nächste Mal das Glück auf deiner Seite sein wird.« »Das ist nicht Glück«, sagte Michel, »das ist Bestimmung.«

»Schön also, Bestimmung. Dann soll es dir bestimmt sein«, dies sprach der Linke, »einen Rackelhahn in dein Jagdbuch einzutragen.« »Ganz so leichtsinnig wollen wir es doch nicht nehmen«, sagte der Rechte. »Aber hoffen wir das Beste!«

Nach diesem Gespräch ging es mit Michels Genesung schnell vorwärts. Die Wunde in der linken Schulter verheilte  
500 glatt. Es blieb im Arm eine Schwäche zurück, die sich bemerkbar machte, wenn er ihn hob. »Aber es ist ja nur der Linke«, sagte er, wenn man ihn deswegen bedauern wollte.

Es hätte nun der zweite Kugelwechsel bald folgen können. Aber da kam vom Rackelhahn, durch dessen Sekundanten bestellt, die Meldung, er ließe bitten, ihm gütigst Aufschub zu gewähren, da er in dringenden Angelegenheiten, die auf alle Fälle zu ordnen seien, verreisen müsse. Bis zu seiner Rückkehr könnten einige Monate vergehen. Er werde es  
505 melden, sobald er wieder im Lande sei.

Es fand sich kein Grund, ihm die Bitte abzuschlagen, und so blieb es zunächst dabei, dass die Fortsetzung des Duells verschoben war – auf unbestimmte Zeit.

Michel reiste mit seinen Freunden nach Dorpat zurück und setzte sein Studium fort, die Jurisprudenz.

Die ihn vorher gekannt hatten, fanden ihn verändert, ohne recht sagen zu können, worin die Veränderung bestünde.  
510 Anders ist das Gesicht der Soldaten, die aus der Schlacht kommen, anders als das Gesicht derer, die nicht an ihr teilnahmen. Auch eine große Liebe verändert das Gesicht eines Menschen. Michels rundem rosigen Kindergesicht sah man es an: Er hatte etwas erlebt. Einem oberflächlichen Beobachter konnte er ruhig, heiter, ausgeglichen erscheinen. Am Korpsleben nahm er Anteil wie bisher, stand auch wacker manche Schläger-Mensur durch, die es auszufechten gab. Es hätte ihm niemand vorwerfen können, er vernachlässige seine Pflichten als Korpsstudent. Die Professoren  
515 sahen ihn in den Vorlesungen sogar öfter als früher. Und doch war in seinem Wesen etwas, das seine Freunde, die ihn ja kannten, als neu, fast als fremd an ihm empfanden. »Er ist nicht mehr derselbe«, sprachen sie. Kurz vor Weihnachten kehrte er nach Riga zurück, das Fest als Kind im Elternhaus zu erleben. Er freute sich darauf. Gerade als er im Wagen vor der Tür des Hauses anlangte, ging auf dem Bürgersteig bleichen Gesichtes jener gewesene Korpsbruder vorüber, dessen schlechte Haltung den »Rausschmiss« zur Folge gehabt hatte. Michel machte eine  
520 unwillkürliche Bewegung mit der Hand nach seiner bunten Mütze, wie um ihn zu grüßen, besann sich aber noch rechtzeitig darauf, dass jener für ihn ja »nicht mehr existierte«. Der »Gewesene« hatte errötend gleichfalls die Hand nach der Mütze gehoben, aber da Michel den Gruß unterließ, unterließ er ihn auch. Im nächsten Augenblick sahen beide aneinander vorbei. »Wann habe ich ihn zuletzt gesehen?« fragte sich Michel. »War es nicht damals, als wir eben im Begriff waren, zum Kampfplatz hinauszufahren?« – Und plötzlich erschien ihm diese Begegnung wie ein  
525 Vorzeichen, dass er auch dem Rackelhahn bald wieder begegnen werde. Ein alter und lieblicher Aberglaube sagt: »Wir dürfen uns, wenn die letzten Lichtlein am Baum niederbrennen, bei jedem, das seine kleine entfliehende Seele als Rauchwölkchen aushaucht, etwas wünschen.« Michel sah am verlöschenden Baum das letzte der vielen Lichter nur noch als Stümpfchen mit winziger Flamme brennen. »Was soll ich mir wünschen?« dachte er schnell. Und schnell war auch die Antwort gefunden: »Dass ich den Rackelhahn abschieße!« O Gott, welch ein Weihnachtswunsch! Das  
530 Flämmchen erlosch. Michel sah kein Rauchwölkchen aufsteigen. Und das hätte doch grad die Erfüllung des Wunsches bedeutet.

Am nächsten Morgen erblickte er, am Fenster stehend und durch die Scheiben, auf die der Frost Eisblumen zu malen begann, auf die Straße hinausschauend, den Rackelhahn. Er ging auf der anderen Seite der Straße, langsam, im Strom der Menschen, der in der Richtung zum Dom hin sich bewegte. Die Weihnachtsglocken begannen zum Gottesdienst  
535 zu läuten.

Michel hatte die Absicht gehabt, sich den Eltern und Geschwistern zum Kirchengang anzuschließen, nicht so sehr aus Religion, mehr aus Gewohnheit, Stimmung des Tages und kindlichen Gefühlen. Auch hielt er es für ein Gebot der Höflichkeit dem lieben Gott gegenüber, dass man wenigstens an den hohen kirchlichen Feiertagen ihn in seinem Haus besuchte. Als aber die Mutter, da sie ihn keine Anstalten treffen sah, fragte, ob er denn nicht mitkomme, entschuldigte  
540 er sich mit Kopfschmerzen und blieb zu Haus. Die Entdeckung, dass der Rackelhahn von seiner Reise zurück und wieder im Lande sei, hielt er vor allen, auch vor seinen Freunden, geheim. Die Eltern ahnten ohnehin von der Fortsetzung des Duells nichts. Der Gegner hatte angekündigt, er werde seine Rückkehr melden. Da solches noch nicht geschehen war, hielt Michel es nicht für nötig, seinerseits durch Vermittlung seines Sekundanten an ihn heranzutreten. Mochte jener den Zeitpunkt bestimmen, dass sie wieder einander gegenüberstehen würden – mit den geladenen  
545 Pistolen.

Michels kleine Geschwister hatten als Überraschung für den Silvesterabend eine Aufführung vorbereitet, zu welcher, teils als Mitwirkende, teils als Zuschauer, Freunde des Hauses, Erwachsene und Kinder, geladen waren. Es sollte ein

Schattenspiel gezeigt werden: Das vergangene Jahr, wie es als Frühling, Sommer, Herbst und Winter vorüberzog, bis nun an seinem Ende der Weihnachtsmann und das Christkind zusammen das neue Jahr, das als verhüllte Gestalt  
550 erschien, auf den Plan riefen, es unter den Segen Gottes stellend, dass es die Hoffnungen der Menschen erfülle. Die Gouvernante des Hauses hatte das Stück gedichtet, und da die Zahl ihrer häuslichen Zöglinge nicht ausreichte, alle Rollen zu besetzen, waren auch von deren kleinen Freunden und Freundinnen etliche als Mitspieler hinzugezogen worden, was zusammen eine stattliche Spielschar ergab, voll Lebhaftigkeit, Eifer und Wichtigkeit. Die kleinen Darsteller hatten die langen, dem kindlichen Verständnis angepassten Verse der poetisierenden Lehrerin brav gelernt,  
555 also dass in betreff eines fehlerfreien Aufsagens ein Misserfolg nicht zu befürchten war. Nun galt es noch, die Stellungen und Bewegungen der Darsteller den Bedingungen der Bühne anzupassen, die in nichts weiter bestand als in einer, über den ganzen Rahmen einer breiten Tür gespannten weißen Leinwand, auf deren Fläche die Schatten der Spieler, nicht diese selbst, sichtbar werden sollten. Als Rahmen erwies sich am geeignetsten die Tür, die das Esszimmer mit dem Saal, der jetzt das Weihnachtszimmer war, verband. Zur Bildfläche nahm man ein großes  
560 Tischtuch, eines von den alten edlen Leintüchern, die zu Großmutter's Aussteuer gehört hatten und dessen feine unaufdringliche Musterung den Reiz der reinen Fläche nicht störte, sondern anmutig belebte.

Michel, der bei den Vorkehrungen geholfen hatte, durfte auch bei der Probe, die am Nachmittag, also nur wenige Stunden vor der Aufführung stattfand, zusehen. Er saß im Weihnachtszimmer, in welchem der Baum, geschmückt mit neuen Lichtern, die erst am Abend wieder brennen sollten, stand. Hinter den Fensterscheiben erlosch die letzte  
565 Dämmerung des kurzen Wintertages. Von der Straße her warf das Licht einer Laterne den Schatten der Fensterkreuze, gebrochen in den Winkeln, über Wand und Decke. Jenseits der Leinwand tat eine große Petroleumlampe, durch einen Spiegel verstärkt, ihr Möglichstes, die reine Fläche zu erhellen. Auf ihr zeigten sich auch schon die Schatten der Darsteller. Da diese aber noch außerhalb ihrer Rollen standen, wie Schauspieler, die, bevor der Vorhang aufgeht, sich unnütz auf der Bühne herumtreiben und von ihr erst verscheucht werden müssen, bildete sich daraus ein zwar  
570 bewegtes, aber regelloses und absichtsloses Spiel der Schatten, die auftauchten, vorüberhuschten, verschwanden, bald ins Überlebensgroße anwachsend und verblassend, bald wieder zu natürlicher Größe schrumpfend und zugleich sich schärfer und schwärzer auf der Fläche abzeichnend, als wäre denen, die sich jenseits der Leinwand befanden, ihr Anspruch im Raum, und damit auch ihre bestimmte Größe und Deutlichkeit, noch nicht zugewiesen.

Michel erkannte im Hin und Her der bewegten Erscheinungen seine kleinen Geschwister und deren Freunde, fand  
575 aber, dass ihm in deren Schatten etwas Neues, gewissermaßen Fremdes entgegentrat, wie eine Abkürzung, Vereinfachung, Formulierung, in der die Fülle und Wärme der Wirklichkeit, das farbige Leben selbst, kaum als dasselbe wiederzuerkennen war.

Die Probe begann. Die Dichterin-Gouvernante hielt sich als Regisseur, der das Spiel bald von der Bühne, bald vom Zuschauerraum aus lenkt, abwechselnd vor und hinter der Leinwand auf. Zuweilen, wenn sie sich jenseits befand, trat  
580 ihr eigener Schatten, nicht hingehörig und darum störend, auf. »Es ist nicht gut«, dachte Michel, »wenn die Gestalt des Dichters selbst in sein Werk tritt, die eignen Geschöpfe verdunkelnd, die von ihm heraufbeschworenen Schatten überschattend. Er soll uns seines Wesens reinste Ausgeburten vor Augen führen, nicht sich selbst zur Schau stellen.«

So zog an ihm das vergangene Jahr vorüber als Frühling, der den Osterhasen mit sich führte, als Sommer, der Garben, als Herbst, der Früchte brachte, und als Winter-Weihnachtsmann mit einem kleinen Christbaum. Die Verse, aus den  
585 Bestandteilen der deutschen Sprache wie aus einem großen Baukasten mit im vorhinein fertig geschnittenen und gedrechselten Bauklötzchen gebaut und sauber und glatt gefügt, kannte er, da die Geschwister, ihr Gedächtnis zu überprüfen, sie ihm oft genug hergesagt hatten, fast schon so gut auswendig wie die kleinen Schauspieler selber und konnte, da sie an einigen Stellen ihrer gereimten Rede ins Stocken kamen, soufflierend nachhelfen. Nur den Schluss mit dem neuen Jahr kannte er noch nicht. Es war auch noch nicht zur Stelle, das heißt die Darstellerin, die das neue  
590 Jahr verkörpern sollte, hatte aus irgendwelchen Hinderungen nicht zur Probe kommen können. Da ihr aber nur eine stumme Rolle vorgeschrieben war, bei der sie zum Schluss, entschleiert, ein Füllhorn über den Kopf zu halten hatte, war ihre Anwesenheit entbehrlich, indem die fehlende Gestalt zwischen Weihnachtsmann und Christkind durch die Dichterin ersetzt wurde. Also war es Michel beschieden, den Genius des neuen Jahres, zunächst und probeweise, in der Gestalt eines ehrsamem älteren Fräuleins zu erblicken. Klein, rundlich und gedrungen, mit eingeschnürter Taille,  
595 henkelartig gebogenen Armen, kurzem Hals und breitem Kopf, auf dem ein zum Knäuel gedrehtes Zöpfchen wie ein runder Knauf saß, erinnerte ihn das Bild an die Form einer Likörflasche, die beim Vater in Gebrauch stand, so dass er laut auflachte. – »Wenn das neue Jahr so aussieht«, dachte er. Da er aber fürchtete, den Genius durch sein Lachen verletzt zu haben, rief er schnell: »Bravo!«

Er blieb, nachdem die Probe beendet war und Genius und Darsteller sich aus dem Raum hinter der Leinwand entfernt  
600 hatten, allein im dunklen Weihnachtszimmer sitzen, vor sich das alte Tischtuch der Großmutter, das jetzt durch keine Schatten, nur noch durch seine eigne feine Musterung wie von innen her belebt erschien.

Die Lampe, an ihrem Platz vergessen oder absichtlich brennen gelassen, leuchtete als ein stilles Licht, das selber nicht sichtbar wurde und nur durch seine Wirkung bewies, dass es da sei.

»Wie würde ich selber als Schatten auf der Leinwand aussehen?« dachte er. Die Dichterin-Regisseurin hatte den Kindern, um sie in die richtige Stellung zu Licht und Bildwand zu bringen, öfters und schließlich mit Ungeduld: »Profil! Profil!« zugerufen. »Merkt es euch endlich, seitlich müsst ihr stehen. Sonst sieht man ja von euren Gesichtern nichts. Seht nicht auf euren Schatten.« Michel wurde sich dessen bewusst, dass ihm sein eignes Profil fast unbekannt war. Nur beim Schneider, der zwischen zwei Spiegeln Maß nahm, hatte er mit Erstaunen sich selber wie einen Fremden von der Seite beobachtet. Auch um sein eignes Schattenbild im Profil zu sehen, hätte es eines Spiegels bedurft. Schattenbild, Spiegel, Licht hinter der Leinwand – das alles kam ihm auf einmal höchst seltsam, fast unheimlich vor.

Er versuchte jetzt, sich die Schatten von Menschen, die er kannte, auf der Leinwand vorzustellen. Es wurde eine Beschwörung. Der erste, dessen Schatten er sich so deutlich vorstellte, als sähe er ihn wirklich, war der Rackelhahn: Vogelkopf mit gedrungenem Schnabel und wulstigen Brauen, der sonderbare Bart vom Kinn zum Halse gestrichen, die Haare zum Schopf gestäubt wie zerzauste Federn. Er verscheuchte das Bild. Danach traten seine Freunde in die Erscheinung. Der Rechte, sein Unparteiischer im Duell, hager, hölzern, gerade, maßvoll in jeder Gebärde, zurückhaltend, kein Spielverderber, aber oft ein Warner. »Du benimmst dich unmöglich, mein Lieber«, sagte das Bild. Der Linke – wie er im Leben, so hielt auch sein Schattenbild nicht still – noch von jugendlicher Schlankheit, aber mit der Anlage zu späterer Rundlichkeit, Dicke. Ein Drauf- und Durchgänger. Nicht immer auf die eigene Würde bedacht, aber ohne Zugeständnisse, wenn es die Ehre des Korps galt. »Nun grade nicht!« sagte der Schatten. Der Sekundant des Rackelhahns, korrekt, nicht ohne Liebenswürdigkeit, unterhaltend, wählerisch im Umgang, straff und, der Körperlänge entsprechend, immer ein bisschen von oben herab. Die Professoren der juristischen Fakultät in Dorpat, ein vollbärtiger, ein dünner, ein gebeugter mit lispelnder Zunge. Lehrer und Kameraden der Schulzeit. Eine kleine Jugendliebe von der Schlittschuhbahn, Zöpfchen und Schleife. Die Kinderfrau. Noch ein Profil taucht auf, scharfgeschnitten, hohe Stirn, spitzer Bart. »Woher kenne ich ihn?« – Es ist der Arzt, der beim Duell zugegen war und nachher Michel untersuchte, als er das hohe Fieber hatte. Die anderen Ärzte. Der Chirurg, der den Arm amputieren wollte. Michels Vater hat sich mit ihm befreundet. Er soll eine hübsche Tochter haben. Michel kennt sie nicht. Noch ein Bild will auf der Leinwand entstehen, aber es wird kein Schatten daraus. Michel sieht kein Profil. Ein Gesicht, von vorn, zwei Augen, Nase und Mund. Es scheint aus der Tiefe der Leinwand zu kommen, aus dem Raum dahinter, es hebt die Fläche auf. Die dritte Dimension tritt in Kraft. Ein Engelsantlitz. Als er dem Engel die Hand reichen will, schwindet er. Und ein Teufel lacht dazu. Er weiß es bis auf diesen Tag nicht: War jene Erscheinung, die er im Fieber sah, Traum oder Wirklichkeit? Eine Scheu, die er sich selber nicht erklären kann, hat ihn davon abgehalten, nachher, als er gesund war, danach zu fragen. Eine Weile erscheinen nun keine Bilder mehr, weder flächenhafte noch räumliche. Dann ist es, als wolle sich etwas gestalten, aber es fehlte das Licht, es sichtbar zu machen, oder die Bildwand, es aufzunehmen. Es scheint etwas Bedrohliches werden zu wollen. Trat es aus der vierten Dimension in eine Welt, die nur für drei eingerichtet ist, oder lag es daran, dass menschliche Sinne nicht imstande waren, es aufzufassen? Es blieb verborgen, unsichtbar, sein Dasein ankündigend nur durch etwas Unfassliches, ähnlich dem Gefühl: »Es steht jemand hinter mir.« – Plötzlich weitet sich die Bildwand. Großmutter's Tisch Tuch wächst weit über den Rahmen der Tür hinaus, es nimmt die ganze Wand des Zimmers ein. Michel erblickt sich selbst, am Tisch in der Gaststätte, mit ihm die Freunde, ihnen gegenüber der Rackelhahn. Blasser, wie eine dahinter liegende Schattenschicht, erscheinen die übrigen zahlreichen Gäste. Das »Ännchen von Tharau« wird gesungen. »Mein Fleisch und mein Blut.« Michel sieht sich die erste Brotkugel auf den Rackelhahn abschießen. Und dann sieht er sich auf dem Duell stehen. Er findet seine Haltung tadellos, bis er törichterweise die linke Schulter vorkehrt. Zwei Schüsse knallen. Er sieht, wie es ihn nach links herumwirft. Er fällt. Und mit einem Ruck reißt er sich hoch, reißt sich aus seinen Gesichtern, wie aus einem schweren, atembeklemmenden Traum. Es war, als habe im Augenblick der höchsten Gefahr eine Stimme ihm befohlen, aufzuwachen. Hinter der Leinwand wird es laut und lebendig. Jemand sagt, man müsse die Lampe löschen. Michel erhebt sich, seine Glieder sind ihm schwer. Er geht aus dem dunklen Weihnachtszimmer hinüber in seines, um sich für den Abend umzukleiden. Zum Abendessen ist auch der Chirurg geladen, des Vaters neuer Freund. Er entschuldigt seine Tochter: die Schneiderin habe sie im Stich gelassen. Es habe deswegen schon Tränen gegeben. Da sitze sie nun zu Hause und nähe. Aber nachher käme sie auf jeden Fall. Er wisse wohl, welche Rolle seiner Tochter bei der Aufführung zgedacht sei. Und da sie, wie er gehört habe, verschleiert aufzutreten habe, so könne sie ja, habe er ihr geraten, wenn das Kleid nicht fertig würde, verschleiert bleiben. Das war natürlich nur Scherz. Aber die Dichterin zeigte sich besorgt, dass nicht ihr Stück um seinen Schlusseffekt käme. Bei Tisch erkundigte sich der Chirurg nach Michels Wohlergehen. Ob nichts in der Schulter nachgeblieben sei von der Verwundung. »Nur eine schwache Erinnerung«, antwortete Michel.

Im Nebenher des Gesprächs erwähnte der Chirurg, der Witwer war und nur das eine Kind hatte, dass seine Tochter den Wunsch habe, die Krankenpflege zu lernen. Deshalb nehme er sie auch zuweilen in seine Klinik mit, damit sie sich beizeiten an den Anblick der Kranken gewöhne. Er sei damit einverstanden, dass sie nachher ihren Beruf daraus mache. Noch sei sie ja zu jung dazu. »Sie kennt Sie übrigens«, sagte er zu Michel. »Sie hat Sie gesehen, als Sie bei mir in der Klinik lagen. Aber Sie werden sich an ihren Besuch wohl kaum erinnern, denn Sie lagen damals in Fieberphantasien. Nicht wahr, Sie erinnern sich nicht?«

Michel verneinte, obwohl es ihm blitzhaft klar wurde, dass jetzt für ihn das Geheimnis gelöst war, wer damals der Engel gewesen war. Er empfand darüber eine Enttäuschung. Ein richtiger Engel war ihm für seine Erinnerung lieber als irgendein irdisches Mädchen – mochte es, wie seine Freunde behaupteten, noch so schön sein.

665 Die Freunde, die auch geladen waren, hatten gesagt: »Michel, pass auf! In die verliebst du dich sofort.«

»Abwarten«, hatte er geantwortet. Der Aufführung sah er zerstreut zu. Das war ihm ja nun alles schon bekannt. Mit Spannung wartete er nur auf das Auftreten des »Neuen Jahres«. Als es erschien, erkannte er in ihm seinen Engel nicht wieder. Als nachher, entschleiert, im endlich doch fertig gewordenen Kleid, das »Neue Jahr« als junge Dame der Gesellschaft ihm bei der Vorstellung die Hand reichte, fühlte er nichts davon, dass es dieselbe Hand war, von der er sich gern in den Himmel hätte führen lassen. Es war sein Engel nicht, weder im Schatten noch in der farbigen Wirklichkeit. Er fand, dass man sich mit ihr gut unterhalten konnte. »Man sieht wohl im Fieber manches anders«, dachte er und wünschte, wieder einmal solch ein Fieber zu haben.

Am zweiten Tag des Jahres kam Nachricht vom Sekundanten des Rackelhahns: Sein Parte lasse um Entschuldigung bitten, dass er seit seiner Rückkehr schon mehr als eine Woche habe verstreichen lassen, ohne sich zu melden. Er habe das Fest nicht stören wollen. Wann es denn nun genehm sei? »Immer so bald wie möglich«, wurde ihm geantwortet. Und so konnte denn die Fortsetzung des Duells schon auf den nächsten Morgen vereinbart werden.

Nichts hatte sich geändert, außer dass es jetzt Winter war statt Herbst und dass man darum im Schlitten hinausfuhr statt im Wagen. Im Wald sah man Spuren im Schnee von Reh und Hase. Zwischen zwei Mooshümpeln, aus einem Schneeloch ins andere, war ein Mäuschen getrippelt und hatte eine Spur hinterlassen wie eine feine Naht. Der Himmel war bedeckt, das Wetter windstill und mäßig frostkalt. »Gutes Schießwetter«, meinte der Linke.

Michel hatte sich vorgenommen, diesmal schneller zu schießen als das erste Mal. Man konnte ja nicht wissen, ob der Gegner ihm wieder so viel Zeit zum Zielen ließe. Und es war seine Absicht, jenem zuvorkommen. Die Pelze hatte man an Baumäste gehängt. Beide waren im Frack. Michel spürte, ohne zu frieren, die Kälte der Luft bis auf die Haut, als stünde er nackt. »Rüstet euch!«

685 Und in die nackte Hand legte der Linke ihm den Pistolengriff. »Seid ihr fertig?« »Fertig.« »Fertig.« »Eins!« Michel hatte sofort Kimme, Korn und Ziel in einer Linie. Er hielt auf die Weste des Rackelhahns, dort wo er den gestickten Beutel vermutete. Als er den Finger krumm machte, flog ihm der Arm hoch. Sein Schuss ging in die Wolken. Der Arm sank schlaff herab, und die Pistole fiel ihm aus der Hand. So stand er und sah gelassen zu, wie drüben der Rackelhahn, die noch rauchende Pistole in der Hand, in eine Tasche seiner Weste griff, den kleinen gestickten Beutel herauszog, ihm etwas entnahm, das nur eine der Brotkugeln sein konnte, und dieses bestimmte Etwas über die Schulter weg in den Wald warf. Michel atmete wie erleichtert auf. »Sie sind verwundet«, sagte, auf ihn zutretend, der Arzt. Es war derselbe, den er vom ersten Gang her kannte, der Spitzbart. »Es scheint so«, sagte Michel und blickte verwundert auf seine Hand, an der es, von der Schulter herab, am Arm entlang, unter dem Ärmel hervor, rot in den Schnee tropfte.

695

#### 4

Man hatte Michel nicht erst in die elterliche Wohnung, sondern gleich in die Klinik des Chirurgen geschafft. Die Kugel war an einem Knochen der Schulter steckengeblieben. Sie musste herausgeschnitten werden. Was es dabei an Schmerzen auszuhalten gab, ertrug Michel mannhaft.

Gleich am selben Tag meldete sich auch wieder der fremde Arzt: Ob man seiner bedürfe? Das sei, wurde ihm bedeutet, nicht der Fall. Er hinterließ seine Visitenkarte mit der Angabe des Hotels, in welchem er abgestiegen sei. »Auf alle Fälle«, bat er. Michel erfuhr von dem Besuch, und obwohl sein Befinden keinen Anlass dazu gab, verlangte er, von dem fremden Arzt untersucht zu werden. Der Chirurg wollte daraufhin die Behandlung niederlegen, überwand aber, offenbar von anderer Seite her beeinflusst, seinen Ärger. Man schickte ins Hotel. Der Spitzbart kam.

»Alles in Ordnung«, sagte er. »Wird«, fragte Michel, »keine Schwäche im Arm zurückbleiben? Werde ich ihn gebrauchen können? Links habe ich doch schon diese Erinnerung.«

»Es wird nichts davon zurückbleiben«, sagte der Spitzbart. »Sie werden den Arm gebrauchen können wie vorher. Nach menschlichem Ermessen«, fügte er hinzu. »Denn immer ist unser ärztliches Ermessen menschlich und darum nicht unfehlbar.« »So, so«, sagte Michel. »Ich danke Ihnen. Aber sagen Sie mir bitte, wie lange bleiben Sie noch in Riga? Oder wo sind Sie sonst, wenn man Sie braucht, zu erreichen?« »Ich bleibe so lange, bis Sie mich entlassen«, antwortete der Arzt.

Es war kein Grund, Michel noch länger in der Klinik zu behalten. Er durfte aufstehen und, den Arm in der Binde,  
715 umhergehen. Als man ihm sagte, er könne nun nach Hause, machte er kein erfreutes Gesicht. »Besucht Ihre Tochter  
niemals mehr die Kranken?« fragte er den Chirurgen.

»Aha«, antwortete dieser. »Aber meine Tochter kann Sie ja auch zu Hause besuchen. Ich habe nichts dagegen.«  
Michel kehrte heim. Es ging ihm aber noch nicht recht gut, das merkte man ihm an. Die Mutter, die wohl beobachtete,  
dass er unausgesprochene Dinge mit sich herumtrug, machte sich Sorgen. Sie freute sich, als das »Neue Jahr« sich  
720 wieder einmal in ihrem Haus blicken ließ. Auch Michel freute sich, und sie fingen an, sich mit Vornamen zu nennen:  
Michel und Inge. Inge zeigte, entgegen ihren bisherigen Neigungen, eine plötzliche Vorliebe für feine Nadelarbeiten.  
Die Mutter war darin Meisterin. Das gab einen hübschen Grund ab, die Besuche recht häufig zu wiederholen. Und so  
beim Perlenfädeln und Fädchenknüpfen fädelte und knüpfte sich allerlei an. Männer sehen gerne zu, wenn Frauen  
Handarbeiten machen. Sie denken dabei immer: »Es ist für uns.« Als aber auf Michels Geburtstagstisch ein kleiner  
725 perlengestickter Beutel lag, schien er sich über das Geschenk nicht richtig zu freuen. Er blieb, auch für das  
Mutterauge, undurchsichtig.

Über seinen Arm, den er dauernd in der Binde trug, klagte er nicht, obwohl er, da ja auch der linke geschwächt war, in  
allen Hantierungen sehr behindert war und sich bei vielen Dingen helfen lassen musste wie ein kleines Kind. Ob er  
Schmerzen habe? Nein, er habe keine mehr.

730 Eines Tages verlangte er, den fremden Arzt noch einmal zu Rate zu ziehen. Der schien in seinem Hotel nur darauf  
gewartet zu haben. Er kam sofort.

Michel wünschte, ihn unter vier Augen zu sprechen. »Ich habe Vertrauen zu Ihnen«, sagte er. »Freut mich. Werde  
versuchen, es zu rechtfertigen.«

»Sagen Sie bitte«, begann, nachdem der Arzt die Schulter untersucht hatte, Michel zögernd, »Sie sind also der  
735 Meinung, mein Arm wird völlig gesund?« »Völlig. Werfen Sie die Binde fort. Bewegen Sie den Arm. Jedes Glied, das  
lange geruht hat, muss erst wieder an seine Tätigkeit gewöhnt werden. Fangen Sie gleich damit an!«

»Ich möchte nicht«, sagte Michel. »Wie?«

»Was ist mehr wert«, fragte Michel, »der Arm oder das Herz?« Der Arzt sah ihn, ohne zu antworten, lange an. Er  
schien es gewöhnt zu sein, die Gedanken seiner Patienten mehr durch Erraten als durch Ausfragen zu erfahren. Dieser  
740 Patient hatte sich bereits zur Genüge verraten.

»Sie möchten«, sagte er, »dass ich Ihnen den Arm unbrauchbar mache. Nichts leichter als das. Ich brauchte bloß den  
einen Nerv zu durchschneiden. Schmerzlos, ich verstehe mich auf die Behandlung. Um meinen Ruf als Arzt brauchte  
ich hier auch nicht besorgt zu sein. Denn ich habe ja nicht die Absicht, meine Praxis dauernd nach Riga zu verlegen.  
Auch – mich unauffindbar zu machen, würde mir nicht schwer fallen. Es steht also von meiner Seite dem nichts  
745 entgegen – als allenfalls mein Gewissen. Ich verstehe: Der linke Arm geschwächt, der rechte gelähmt. So kann man  
freilich nicht zum Duell antreten. Und ist es nicht meine Pflicht, das Leben meiner Patienten zu erhalten? Den Arm zu  
behalten, ist für Sie lebensgefährlich. Also – Amputation oder doch so etwas Ähnliches. Habe ich Sie verstanden?«  
»Ich danke Ihnen«, sagte Michel, »dass Sie mich verstanden haben.« Ks blieb eine Weile still zwischen ihnen. Dann  
sagte Michel, der zum Fenster hinaus wie ins Leere geschaut hatte:

750 »Ich danke Ihnen tausend – tausendmal. Sie haben die Entscheidung mir überlassen. Ich habe mich entschieden. Nun  
werde ich Sie nicht mehr nötig haben. Reisen Sie, lieber Doktor, lieber kluger Mensch!« »Ich bin also entlassen?« Es  
verschlug Michel die Stimme: »Leben Sie wohl«, sagte er tonlos. Als Michel nach dieser Konsultation in das Zimmer  
trat, in welchem seine Eltern und Inge saßen, war Inge die erste, die es bemerkte: Er hatte die Armbinde nicht mehr  
um.

755 »Michel«, rief sie, »ich gratuliere!« Die Mutter umarmte ihn. »Ein Wunderdoktor!« rief der Vater. »Dem Kerl schenk  
ich ein Vermögen.« Er glaubte, der Arzt stehe irgendwo draußen im Vorzimmer. »Warum holst du ihn nicht herein?«  
Aber der Spitzbart war, ohne sich von der Familie zu verabschieden, gegangen. Als man ins Hotel schickte, war er  
auch dort nicht mehr. »Abgereist«, hieß es. »Wohin?« – »Unbekannt.« –

Am nächsten Tag erhielt der Linke vom Sekundanten des Rackelhahns einen Brief, worin ihn dieser um eine  
760 Unterredung bat. Sie trafen sich am verabredeten Ort. Die Sache sei, erklärte der Sekundant, äußerst peinlich. Sein  
Parte nämlich müsse – es sähe ja fast schon wie Absicht aus – wieder verreisen, in allernächster Zeit. Da nun Michel,  
wie er gehört habe, noch nicht so weit wieder hergestellt sei, müsse er also auch diesmal wieder für den dritten und  
letzten Gang um Aufschub bitten. Leider auf ganz unbestimmte Zeit. Es könne sich um Monate, vielleicht aber auch  
um Jahre handeln. Absolut zwingende Gründe, Dinge, von deren Regelung das Wohl, ja die Existenz anderer, seiner  
765 Obhut anvertrauter Menschen abhinge. Persönliche Anwesenheit unersetzbar. Lebhaftes Bedauern. Untröstlich  
sozusagen. Was tun? Parte mache Vorschlag: wolle sich mit Entschuldigung zufrieden geben. Ja selbst wenn diese  
nicht ausdrücklich ausgesprochen würde, wolle er sie doch, gewissermaßen im Sinn eines stillschweigenden

Einverständnisses, für angeboten halten und mit Freuden annehmen. Ob es beliebt, auf diesen Vorschlag einzugehen?

770 Michel und seine beiden Freunde fanden sich /ur Beratung des Falles zusammen. »Selbstverständlich gehen wir auf den Vorschlag ein«, sprach der Rechte. »Dieser Meinung bin ich, unabhängig davon, dass ich als Unparteiischer die Pflicht habe, jede Versöhnung zu begünstigen. Natürlich nur eine solche, bei der die Ehre keiner Partei leidet. Michels Ehre wird aber dabei nicht leiden, denn niemand kann es ihm zumuten, eine völlig unbestimmte Zeit lang auf den Austrag des Duells zu warten. Das gibt's überhaupt nicht. Meiner Meinung nach ist Michel unter diesen Umständen auch gar nicht verpflichtet, irgendeine Entschuldigung abzugeben, weder eine ausgesprochene noch eine

775 unausgesprochene. Gegenwärtig ist er nicht imstande, sich zu stellen, aber in einer Woche, längstens in zwei, wird er soweit sein. Und dann kann er verlangen, dass die Sache nun endlich ihren Abschluss findet. Einmal haben wir Aufschub gewährt. Nun auch noch ein zweites Mal und auf unbestimmte Zeit – das wird mir zu viel. Was denkt sich denn der Rackelhahn dabei? Sollen wir vielleicht bis an sein oder unser Lebensende darauf warten? Wenn ihm seine Reisen wichtiger sind...« »Erlaube mal«, unterbrach ihn der Linke. »Wie wichtig sie ihm sind, wissen wir nicht. Er

780 wird seine Gründe haben. Soweit wir den Rackelhahn kennengelernt haben...« »Soll ihn der Teufel holen!« rief der Rechte. »Du bist mir ein schöner Unparteiischer«, lachte der Linke.

»Also hört«, sagte der Rechte. »Mein Vorschlag ist, wir lassen ihm sagen, für uns sei der Fall erledigt. Mag er sich das als Entschuldigung oder als sonst was deuten, uns kann's egal sein.«

Der Linke schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht deiner Meinung«, sagte er, »du redest die ganze Zeit in einem Ton, als

785 hätten wir's mit keinem Ehrenmann zu tun. Wie kommst du dazu? Und wie kämen wir dazu, uns überhaupt mit dem Fall zu beschäftigen, wenn wir ihn nicht für einen Ehrenmann hielten? Geben wir ihm eine ungenügende Antwort – und deine Antwort wäre ungenügend – so haben wir ihm beides, Entschuldigung und Genugtuung, verweigert. Ich frage noch einmal: wie kämen wir dazu, oder: wie käme er dazu, sich in dieser Weise von uns behandeln zu lassen? – Was sagst du dazu, Michel? Dich geht's ja schließlich in erster Linie an.« »Ich möchte euch erst ausreden lassen«,

790 sagte Michel.

Der Linke klopfte ihm auf die Schulter. »Dir, lieber Michel, würde ich es gar nicht übel nehmen, wenn du nachgerade von der ganzen Geschichte genug hättest. Obwohl, da du zweimal Pech gehabt hast, die Chance, das nächstmal

795 geratene Schwein zu haben, für dich geradezu glänzend steht. Es tut mir ja auch sehr leid, auf den Rackelhahn in deinem Jagdbuch verzichten zu müssen. Aber höre, was ich vorschlagen will: Eine gute alte, bei uns leider in Vergessenheit geratene Sitte wollte es, dass nach den eigentlichen Partnern sich auch noch die Sekundanten schossen. Es wird auch allgemach langweilig, wenn wir nicht mal der Abwechslung halber die Rollen vertauschen. Also: Ich fordere den gegnerischen Sekundanten. Bin überzeugt, dass er sich für seinen Freund stellen wird. Und das gilt dann als die dritte und letzte Kugel. Das ist mein Vorschlag.«

Nun warteten die beiden darauf, was Michel sagen würde. »Ich habe euch angehört«, begann er. »Weder der eine noch

800 der andere Vorschlag gefällt mir. Ich möchte zwei Vorschläge zur Wahl stellen. Entweder: wir lassen ihm sagen, dass wir keine Veranlassung hätten, von den zu Anfang getroffenen Vereinbarungen abzugehen. Das heißt, wir warten, bis er uns seine Rückkehr meldet – und wenn darüber das ganze Leben verginge. Oder zweitens...«

Michel war aufgestanden und hatte begonnen, im Zimmer auf und ab zu gehen. »Lasst mir etwas Zeit«, sagte er nach einer Weile. Sie warteten, bis er weitersprechen würde. »Also zweitens: Ich mache ihm meine Entschuldigung, in aller

805 Form, persönlich. Aber nur unter einer im voraus ihm durch den Sekundanten mitgeteilten Bedingung.« »Eine Entschuldigung unter Bedingungen – ich weiß nicht, ob das angängig ist«, sagte der Rechte. – »Was wäre denn deine Bedingung?« fragte der Linke.

Michel zögerte. Dann sagte er, und seine Stimme klang wie die eines kleinen ungezogenen Jungen: »Dass er mir meine Brotkugel zurückgibt. Eine hat er ja noch.« Die beiden Freunde sperrten die Münder auf. Dann brachen sie in

810 ein schallendes Gelächter aus. »Ja, glaubst du denn, dass er sich die zum ewigen Andenken aufhebt?« »ja, das glaube ich«, schrie Michel. Die beiden sahen sich an. »Wir müssen zum Schluss kommen«, sagte der Rechte. Der Linke sah verlegen auf seine Fußspitzen. »Ich hab mir's schon gedacht«, sagte Michel, »dass ihr das nicht verstehen könnt. Ich weiß aber, solange er die Brotkugel hat, hat er über mich...«

Er schwieg plötzlich. Dann sagte er, und seine Stimme klang wie die eines Mannes, der weiß, was er sagt: »Also dann

815 mein Vorschlag Numero eins. Auf irgend etwas Drittes lasse ich mich nicht ein.« »Bravo, Michel«, lobte ihn der Linke. Der Rechte zuckte die Achseln: »Wie du willst.« Er sah nach der Uhr. »Hattest du nicht«, wandte er sich an den Linken, »dem Sekundanten versprochen, bis sechs Uhr... Donnerwetter, da wird's aber Zeit. Also geh, entledige dich deines Auftrags. – Ich hätte nicht geglaubt, dass man über eine Ehrensache jemals verschiedener Meinung sein könnte.«

Michel setzte seine Studien fort. Es kam über ihn eine unruhige Zeit. Wir werden ihm nicht bis in alle seine Unruhen  
 825 hinein folgen, als spürten wir jedem seiner Schritte nach. Wir lassen uns genügen an den Beobachtungen, die seine  
 Freunde an ihm machten. »Was ist mit Michel los?« fragten sie sich des öfteren. Er zechte, er paukte, er sang mit  
 ihnen, er saß mit ihnen am Tisch. Und plötzlich war er aus ihrer Mitte verschwunden, niemand wusste wohin. Man  
 hatte bemerkt, dass er jedesmal, so oft das »Ännchen von Tharau« angestimmt wurde, aufstand, hinausging und so  
 bald nicht wiederkam. Das »Ännchen« wurde von der Liedertafel der Studenten abgesetzt. Hatte Michel irgendwo ein  
 830 Ännchen, das er vor seinen Freunden geheim hielt? Man wusste es nicht. Es kam vor, dass die besorgten Freunde sich  
 auf die Suche nach ihm begaben. »Eine Rettungsexpedition« nannten sie das. Und dann kam es vor, dass sie ihn  
 gerade dort wiederfanden, wo sie ihn am wenigsten vermutet hatten: im Kolleg, mit übernünftigem Gesicht, aber mit  
 zähem Fleiß den Vortrag eines Professors nachschreibend. Er sah zerstreut zu ihnen auf und murmelte etwas über  
 »Römisches Recht«. Zuweilen schien er ganz in Trübsinn versunken, zuweilen wieder voll ausgelassener Lustigkeit.  
 835 Er konnte wie der jüngste Fuchs Streiche aushecken, die die Polizisten zur Wut und die Bürger zum Kopfschütteln  
 brachten. Zwei Hähnen, die miteinander kämpften, sah er lange zu und duldete nicht, dass man sie trennte. Den  
 Unterlegenen kaufte er dem Besitzer ab und trug seiner Zimmerwirtin auf, ihn gesund zu pflegen. Sie missverstand  
 den Befehl und schlachtete den Hahn. Erst war Michel zornig, dann lachte er und lud seine Freunde zum Schmaus.  
 Bei diesem »Heldenmahl«, wie er es nannte, betrank er sich sinnlos und ging seinen Freunden wieder verloren. Als sie  
 840 ihn wiederfanden, stellte es sich heraus, dass ihm seine goldene Uhr, das letzte Weihnachtsgeschenk des Vaters,  
 abhanden gekommen war. Die Freunde wollten nach dem Verbleib der Uhr forschen, sie ihm zurückschaffen, aber  
 Michel meinte: »Lassen wir es. Es ist doch wohl im Leben so, dass man für alles zahlt, und vielleicht wäre das  
 Wiederfinden noch hässlicher als das Verlieren.«

Zuweilen, wenn sie allein miteinander waren, tauschten die Freunde ihre Gedanken über Michel aus. – »Ich fürchte«,  
 845 sagte einmal der Linke, »unser guter Michel ist ein bisschen verrückt.« – »Mag sein«, entgegnete der Rechte. »Ein  
 lieber Kerl, aber verdreht. Viel  
 leicht gibt sich das mit der Zeit.«

»Erinnerst du dich«, sagte der Linke, »an unsere Beratung damals? Was war es, das Michel nicht zu Ende aussprach?  
 Er sagte, solange der Rackelhahn im Besitz der Brotkugel sei, habe er über ihn – – was hatte er sagen wollen?«  
 850 »Gewalt«, ergänzte der Rechte. »Wie kommt Michel darauf?« »Er hat mir einmal erzählt, bei einigen wilden Völkern  
 sei der Aberglaube verbreitet, ein Mensch, der einen Gegenstand von einem andern besitzt, habe damit Gewalt über  
 jenen.« »Wie das?«

»Ich gebe dir zum Beispiel meine Uhr. Du bringst die Uhr zum Stehen und mein Herz steht still.«

»Aber das ist ja Wahnsinn! Zauberei!« »Wie man's nimmt.« »Glaubst du daran?« »Keine Spur.«

855 »Wie könnte man ihn nur davon abbringen?« Der Rechte zuckte die Achseln, hin anderes Mal wollte es der Zufall,  
 dass Michel ein Gespräch der beiden anhörte, ohne dass sie von seiner Gegenwart wussten. »Weiß der Teufel«, sagte  
 der Linke. »Ich hätte, wenn der Rackelhahn sich jemals wieder im Land zeigt, die größte Lust, ihn, noch bevor er uns  
 seine Rückkehr meldet, zu ermorden. Was würdest du dazu sagen, wenn ich's täte?«

860 »Ich würde«, erwiderte der Rechte, »es außerordentlich nett von dir finden. Aber...« »Was aber! Michel ist fest davon  
 überzeugt, dass die dritte, die letzte Kugel sein Tod wird.«

»Nicht zu verwundern nach den Erfahrungen der ersten beiden.«

»Nun also. Da hilft nur Meuchelmord.« »Kann ich als Unparteiischer nicht billigen«, sprach lächelnd der Rechte.

»Und übrigens, ich bin nicht einmal sicher, ob du Michel einen Gefallen damit tatest.« »Wieso denn nicht? Auf andere  
 Weise ist Michel von seinem Aberglauben doch nicht abzubringen.«

865 »Ja, so ist es. Aber... Du erinnerst dich, es war hier einmal die Rede davon, gerüchtweise, der Rackelhahn jage in  
 Indien auf Tiger, als Gast irgendeines Maharadschas. Als ich daraufhin zu Michel äußerte, ich empfehle den  
 Rackelhahn der besonderen Obhut aller Tiger Indiens, sah er mich seltsam an und sagte nichts. Ich hatte aber nicht  
 den Eindruck, als ob er meinem frommen Wunsch beistimme.«

870 »Begreife«, sagte der Linke. »Hat sich auf seinen frühen Tod eingedacht, kann sich nicht wieder umdenken. Muss  
 scheußlich sein. Aber weißt du, manchmal könnte ich Michel gradezu darum beneiden.« »Um was?«

»Um die Gewissheit eines frühen Todes.« »Bist du lebensmüde?«

»Nein, aber lebensgierig. Ich würde – wenn ich mich so in Michels Lage hineindenke – ein Fest aus meinem kurzen  
 Leben machen. Rausch, besinnungsloser Genuss. Ich würde toben vor Vergnügen darüber, dass nichts, was ich täte,

irgendwelche Folgen für mich hätte. Sich keine Gedanken darüber machen, was später aus einem wird. Keine  
875 Rücksicht darauf zu nehmen brauchen, dass man ja auch einmal alt wird – ein grauenhafter Gedanke, unvorstellbar  
wie der eigene Tod.« »Du möchtest dir also, um es kurz zu sagen, eine üppige Henkersmahlzeit bestellen dürfen.«

»Ja, meinetwegen! Die aber dann wirklich genießen!«

»Du würdest eine Enttäuschung erleben: Unsere Fähigkeiten, zu genießen, sind begrenzt. Man ist von nichts so  
schnell übersättigt wie von Genüssen.« »Also auch der Trost versagt. Das ganze Leben ist eine Enttäuschung. Gott –  
880 wenn man erst anfängt, darüber nachzudenken, da möchte man sich die Kugel bald selber geben.«

»Die Mühe können wir uns sparen«, sagte nachdenklich der Rechte. Er stand auf, ging einige Schritte auf und ab,  
blieb stehen und sah vor sich hin. – »Es scheint mir fast dasselbe«, sagte er, »für Michel wie für uns. Er erwartet es  
bald, wir wissen nicht wann. Das ist der ganze Unterschied. Die letzte Kugel – die gilt für jeden.«

Eine Weile war es still zwischen den beiden. – »Gehen wir ein Bier trinken«, sagte der Linke.

885 Michel wartete, bis die beiden hinaus waren. Dann ging er ihnen nach. Er schämte sich ein wenig, dass er, wenn auch  
ohne Absicht, zum Belauschter ihres Gesprächs geworden war. Es hatte ihm darin etwas gefehlt, und er hatte  
gewartet, ob es noch käme. Aber es war nicht gekommen. Irgendein großes Wort war unausgesprochen geblieben. Er  
kannte das Wort nicht, oder es fiel ihm nicht ein. – »Das Leben wäre schon auszuhalten«, dachte er. Ich lebe gern.  
Wenn nur die Furcht nicht wäre! Gibt es denn dagegen kein Mittel? Ich habe schon alles versucht. Plötzlich fiel ihm  
890 Inge ein. Er hatte lange nicht mehr an sie gedacht. Ob sie an ihn dachte? Er suchte sich ihr Gesicht vorzustellen. Es  
wollte nicht in Erscheinung treten. Inge war weit. Ganz Riga war weit, mit Elternhaus und Kindheitserinnerungen.  
Nur das Wäldchen hinter der Stadt, das war immer in der Nähe. Solche Wäldchen gab's überall in der Welt, und in  
jedem stand ein Rackelhahn mit geladener Pistole.

Nachher, mit den Freunden zusammen, war er heiter und aufgeschlossen. Dass er ihr Gespräch belauscht hatte,  
895 verschwieg er. Sie sahen sich aber erstaunt an, als er, ihre Gedanken erratend, unvermittelt sagte: »Ich weiß, dass ihr  
mich für etwas verrückt haltet. Ja ja, das spürt man, macht aber nichts. Stört mich gar nicht. Und darum will ich euch  
noch eine weitere Verrücktheit von mir mitteilen. Ihr erinnert euch, wie damals der Rackelhahn am Tisch – nun, nun,  
ihr braucht nicht gleich so besorgte Gesichter zu machen –, also ihr erinnert euch, dass er ein kleines Notizbuch  
hervorzog und etwas da hineinschrieb. Und jetzt – das ist das Verrückte – habe ich manchmal die Vorstellung: er  
900 schreibt immer noch, dauernd. Das heißt, natürlich nicht fortwährend, aber immer wieder, von Zeit zu Zeit. Und das,  
was er schreibt, das handelt alles von mir. Er schreibt da alles von mir hinein, alles.« »Wie meinst du das? Was  
schreibt er?« »Nun, eben alles. Zum Beispiel, wie ich jetzt hier mit euch sitze und spreche, das schreibt er auch. Und  
was ich denke, wenn ich allein bin. Und alles, was ich tue. Das steht nachher alles in seinem Notizbuch.«

»Aber Michel, das ist ja ein entsetzlicher Gedanke. Da müsste man ja sein ganzes Leben nur darauf einstellen, dass  
905 der Rackelhahn nichts Schlechtes in sein Notizbuch schreibt. Grauenhaft!«

»Durchaus nicht. Es ändert sich dadurch nichts. Ich unterlasse deshalb nichts, ich tue deshalb nichts. Nur dass ich  
eben weiß, es wird aufgeschrieben.«

»Jetzt, eben in diesem Augenblick frisst in Indien ein Tiger den Rackelhahn«, sagte der Linke. »Ich höre seine  
Knochen knacken.« »Und das Notizbuch wird mitgefressen«, meinte der Rechte. Ich höre seine Blätter rascheln. –  
910 Prosit! Auf das Wohl des Tigers!« »Prosit!« antwortete Michel. »Auf das Wohl des Rackelhahns!«

## 6

915 Es kam, wie es kommen sollte. Als wieder einmal eine schöne Ferienzeit zu Ende ging, die Michel zu Hause in Riga  
verlebt hatte, merkte er, dass ihm der Abschied von Inge schwer wurde. So wurde denn kein Abschied daraus, sondern  
eine Verlobung. Und da war niemand, der damit nicht einverstanden gewesen wäre, ausgenommen einige uns ganz  
gleichgültige junge Leute, die in Inge verliebt und darum eifersüchtig waren. Aber darauf kann ja nicht Rücksicht  
genommen werden. Wer sich verlobt, der muss ans Heiraten denken. Und wer ans Heiraten denkt, der darf sich über  
920 die Frage nicht hinwegsetzen, womit er denn einen Hausstand begründen und sich und die Frau und – Gott gebe sie –  
die Kinder ernähren, kleiden, wohnen lassen und durchs Leben bringen will. An alles dieses dachte Michel. Darum  
nahm er sich fest vor, sein Studium der Rechte so schnell wie möglich und auch so gut wie möglich zu beenden. Und  
was Michel sich vornahm, das führte er auch aus.

»Ich glaube, der Rackelhahn kommt niemals wieder«, sagte eines Tages der Linke zum Rechten. »Es wäre auch eine  
925 Gemeinschaft«, meinte der Rechte.

Der Tag der Hochzeit wurde festgesetzt. Er fiel in die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten, also in den Teil des Jahres, der im Norden mehr noch als im Süden ein Stück Herrlichkeit auf Erden ist. Michel ging mit sich zu Rate: Sollte er es Inge sagen? – Dass das Duell, das viel von sich reden gemacht hatte, noch nicht beendet war, davon wusste man in der Öffentlichkeit nichts. Die Bedingungen waren ungewöhnlich, und die Nächstbeteiligten hatten darüber, wie überhaupt über die Einzelheiten des Falles, Stillschweigen bewahrt. Man hielt den Fall nach dem zweiten Gang für erledigt, wie man ihn schon nach dem ersten dafür gehalten hatte. An eine nochmalige Überraschung dachte niemand. »Soll ich es ihr sagen? – Aber wie? – Liebe Inge, du musst dich darauf gefasst machen, dass du bald eine junge Witwe sein wirst.« Aber – wieso denn bald? Der Zeitpunkt war ja nicht bestimmt. Jahre waren vergangen, weitere Jahre konnten vergehen, Jahrzehnte. In einem geheimen Winkel seines Herzens setzte Michel seine Hoffnung doch auf die Tiger Indiens.

Aber die Frage: »Soll ich es ihr sagen?« kam damit noch nicht zur Ruhe. Es war nicht nur die dritte Kugel, es war da im Schattenspiel von Michels Erinnerungen auch sonst noch manches Ding und manche Gestalt, bei deren Erscheinen auf der Bildfläche seines Bewusstseins er sich fragen konnte: »Soll ich es ihr sagen?«

»Ich bin nicht schlechter als andere«, versuchte Michel sich vor sich selbst zu rechtfertigen. Aber er fühlte wohl, dass darin keine Entschuldigung lag, allenfalls eine Mitbeschuldigung, die aber niemals zum Freispruch führt. »Was hast du?« fragte ihn eines Tages Inge.

»Ich möchte dich etwas fragen.« »Frag nur.«

»Stelle dir vor, es gäbe einen Menschen, der alles von mir weiß, alles, Gutes und Schlechtes. Und der hätte das in ein Büchlein geschrieben, alles über mich, Gutes und Schlechtes. Würdest du, wenn du das Büchlein in die Hand bekämost und merken würdest, was es enthält, es lesen? – Möchtest du das?«

»Darüber muss ich erst nachdenken«, sagte Inge. »So schnell kann ich darauf nicht antworten. Lass mir Zeit.«

Am nächsten Tag sagte sie ihm die Antwort: »Ich würde das Büchlein ungelesen bei mir verwahren. Vielleicht sagst du mir eines Tages: Verbrenn es. Dann würde ich es verbrennen.«

»Mit dir hat der Teufel noch nicht die Hölle gefegt wie mit mir«, sagte Michel. Sie lächelte die Falte fort, die sich auf seiner Stirn gebildet hatte.

Der Tag kam. Michel fand, er käme zu schnell. –

»Wie ist das?« fragte er sich. »Freue ich mich denn nicht?« – Doch, er freute sich. Aber zuweilen war es ihm, als hörte er eine Stimme dieselbe Frage an ihn richten, die er schon zweimal gehört und zweimal beantwortet hatte: »Seid ihr fertig?« – Und er wollte darauf, wie es von ihm nicht anders erwartet wurde, auch zum drittenmal wieder mit »fertig« antworten und brachte es nicht heraus. – »Nein, nicht fertig«, antwortete es in ihm. Auf dem Weg zur Kirche, Inge im Wagen neben sich, glaubte Michel, in der Menge der Neugierigen, die den Hochzeitszug an sich vorüberfahren ließen, den Rackelhahn zu erkennen. Aber er hatte sich getäuscht. Viele Gesichter sah er, bekannte und unbekannte. Das Gesicht des Rackelhahns war nicht unter ihnen.

Noch ein zweites Mal täuschte er sich. Er sah eine hohe Stirn, ein scharfgeschnittenes Profil, einen Spitzbart. – »Was will denn der noch in Riga?« dachte er. »Den habe ich doch längst entlassen. Oder sollte ich ihn noch einmal brauchen?« Aber auch der Arzt war es nicht, sondern irgendein Fremder. Das dritte Mal, dass er vor einem Gesicht erschrak, war keine Täuschung: Der rausgeschmissene, der gewesene Korpsbruder. – »Ich sah ihn vor der ersten und auch vor der zweiten Kugel«, erinnerte sich Michel. »Er ist mir beide Male begegnet wie ein Vorläufer des Rackelhahns. Es ist nicht ohne Bedeutung, dass ich ihn hier in der Menge sehe.« – Michel beugte sich zum Fenster des Wagens vor, griff an seinen Zylinderhut und grüßte. Der »Gewesene« machte erstaunte Augen und grüßte wieder. Michel sah, wie sein bleiches Gesicht sich rötete. – »Wer war das?« fragte Inge. – »Jemand aus dem Büchlein«, antwortete Michel.

Michel, mit Inge vor dem Altar stehend, hörte die Worte des Textes, den der Pastor zu seiner Trauredede gewählt hatte, aber sie gingen an ihm vorüber wie alte Bekannte, die man grüßt, ohne viel Aufhebens von der Begegnung zu machen. Er fühlte sich durch sie nicht angeredet. – »Wahrscheinlich«, dachte er, »nimmt der Pastor den Text öfters zu seinen Traureden. Er passt ja auch gewiss sehr schön. – Gott ist die Liebe – nun ja, ich will ein anderes Mal darüber nachdenken. Jetzt schauen mich alle an. Dabei kann man nicht denken. Es kommt auch bei dieser Gelegenheit vor allen Dingen auf die Haltung an. Meine Haltung muss tadellos sein, das bin ich Inge schuldig.«

Als dann die Predigt begann, fiel es ihm schwer, aufmerksam zuzuhören. Der alte, gute Pastor hatte eine schleppende Art zu sprechen, die von Anfang an ermüdete. –

»Die Predigt gehört zur Zeremonie«, sagte sich Michel. »Ich darf es mir nicht anmerken lassen, dass ich unaufmerksam bin.« – Aber plötzlich horchte er auf. Da war ein Wort, das hatte er an sich vorübergehen lassen, aber das Wort war zu ihm zurückgekehrt, und diesmal hatte es ihn angeredet: »Denn die Furcht hat Pein.«

Ja, das wusste er, das hatte er erfahren. Er konnte es bestätigen, dass es so sei: Die Furcht hat Pein. – Furcht hatte er  
980 gehabt schon vor der ersten Kugel. Und weil er sie sich nicht hatte zugestehen wollen, darum hatte er, herausfordernd,  
die linke Schulter vorgekehrt und war an ihr getroffen worden. – Noch mehr Furcht hatte er vor der zweiten Kugel  
gehabt. Sie zu überwinden, hatte er den Vorsatz gefasst: früher schießen als der andere. Die Freunde hatten ihn ja als  
einen Schnellschützen gerühmt. Aber der andere hatte eben noch schneller geschossen. »Pech gehabt« nannten das die  
Freunde. Aber das war es nicht, sondern jener war der Meister, und das Glück ist bei denen, die ihre Sache verstehen.  
985 Er hatte gehofft, der Arm werde ihm lahm bleiben. Er hatte den Arm opfern wollen für das Herz. Welch ein feiges  
Herz! Und feigen Herzens hatte er gelebt bis auf diesen Tag, immer in Furcht, in Furcht vor der letzten Kugel. Aber  
die Haltung, die hatte er doch bewahrt, und die würde er auch der dritten Kugel gegenüber bewahren, und Haltung –  
das war es ja, worauf es ankam. Nach der Haltung misst man die Helden, wenn man sie außen misst, nicht innen. –  
Aber was war das jetzt für ein Wort, das zurückgekommen war, ihn anzureden? Hatte der Pastor nicht eben etwas von  
990 einer Freudigkeit gesagt? – »Auf dass wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts.« War denn das eine  
Freudigkeit, dass er hier mit seiner Inge vor dem Altar stehen durfte – in Erwartung der dritten Kugel? Und würde er  
darum freudiger antreten zum letzten Gang, weil er dazu von ihr erst Abschied nehmen musste? Es drängten sich mehr  
und mehr Worte herzu, ihn anzureden. – »Furcht ist nicht in der Liebe... Wer sich fürchtet, der ist nicht völlig in der  
Liebe.« – »Ja, ich weiß auch das«, antwortete es in Michel. Völlig – heißt das nicht so viel wie vollkommen? Mein  
995 Mut war nicht vollkommen, meine Liebe ist's auch nicht. Ach, was sollte denn an mir Unvollkommenem  
Vollkommenes sein? Vollkommen – wer ist es? Der Rackelhahn, ja, der ist vollkommen im Schießen! Plötzlich  
schien es Michel, als kniffe der Pastor das linke Auge zu. Das rechte allein starrte ihn an wie über Kimme und Korn,  
ein zielendes Auge. Die gerade, edel geformte Nase wurde kurz und spitz. Die Haare sträubten sich zum Schopf. Der  
Bart... es war der Rackelhahn, der ihm die Predigt hielt. Und in der Hand auch hielt er das Notizbuch. Gleich wird er  
1000 es aufschlagen und daraus vorzulesen beginnen. Oh, da wird niemand mehr bei der Predigt schlafen, wenn es so feine  
Sachen zu hören gibt wie die zum Beispiel von der abhanden gekommenen goldenen Uhr, deren Verbleib man lieber  
nicht nachforscht. – »Ich kann ihn nicht daran hindern«, sagte sich Michel. »Er hat ja noch die eine Brotkugel von  
mir, die dritte. Die Rechnung ist noch nicht ausgeglichen. Ich bin in seiner Gewalt.«

Aber es war nicht sein Sündenregister, das er zu hören bekam, sondern eine viel sanftere Musik mit ganz anderen  
1005 Registern. Zwischen dem Prediger und dem Organisten bestand die Abmachung, dass auf ein gegebenes Zeichen hin  
die Orgel ganz leise zu spielen anfangen sollte. Er wandte diese Wirkung gern zum Schluss seiner Predigten an. Für  
die Gemeinde war es das Zeichen: Nun dauert's nicht mehr lange.

Aber was war heute nur in den Organisten gefahren? War denn das ein Kirchenlied? – Michel erkannte deutlich die  
Melodie, und er glaubte auch die Worte zu verstehen: »Ännchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut, du, meine  
1010 Seele, mein Fleisch und mein Blut.«

Den Umstehenden fiel es auf, dass der Bräutigam blass geworden war. Der Rechte und der Linke, die das Gesicht  
ihres Freundes in allerlei Veränderungen kannten, tauschten einen besorgten Blick und machten sich darauf gefasst,  
ihn aufzufangen, wenn er fallen sollte. Er hatte eine Bewegung gemacht mit der linken Hand nach dem Herzen. Und  
einen Augenblick lang hatte er geschwankt, wie jemand, den es getroffen hat. Aber dann straffte sich seine Haltung  
1015 wieder. Inge hatte seine Rechte gefasst und hielt sie fest umschlossen in ihrer Linken. Kleine blanke Schweißtropfen  
standen auf seiner Stirn. Aber er fiel nicht, er stand. Die Freunde sahen sich beruhigt an.

Was war es, das ihn getroffen hatte wie eine Kugel ins Herz? – Ein Wort. – Es war in dieser langen Predigt schon  
mehr als einmal an ihm vorübergegangen. Er hatte es kaum beachtet. Nun war es zurückgekommen und hatte ihn  
angeredet. »Die völlige Liebe treibt die Furcht aus.« – Es kam aus dem Raum hinter der Leinwand. Es hatte sie  
1020 durchschlagen wie ein Schuss. Großmutter's altes Tischtuch hatte ein Loch bekommen, von Kugelgröße, und durch die  
winzige Öffnung drang eine Garbe von Licht. Das Licht strahlte ins Herz. Das Herz wurde hell davon. – Die völlige  
Liebe – also dort war sie, nicht hier, wo er mit Inge stand, nicht bei ihm, nicht bei ihr, nicht bei den Menschen. Das  
Menschliche ist nicht das Völlige und kann die Furcht nicht austreiben, die selber nicht von den Menschen ist. Aber  
die völlige Liebe kann es. Von ihrem Licht ein Strahlenbündel – Dank der Kugel, die das Loch in die Bildwand  
1025 schlug! – trifft das Herz, und vor solch hellem Widerschein weicht etwas, das vorher groß und dunkel, umrisslos, nah  
und furchtbar war, zurück und wird, indem es Gestalt annimmt, klein und nichtig, ist nicht mehr bedrohlich, hat keine  
Gewalt, ist wie eine Kugel, die ausgespielt hat. Man kann sie in die Hand nehmen und fortwerfen. Michel hatte die  
Augen geschlossen. »Hindurchschauen« dachte er. »Hindurchschauen, sehen, was dahinter ist, das Licht selber  
sehen!« Aber da hatte ihn jemand etwas gefragt und er sollte antworten. – »Fertig!« wollte er rufen. Ein leiser Druck  
1030 von Inges Hand ließ ihn die Augen aufmachen. Da stand der alte Pastor vor ihm und lächelte freundlich und wartete  
darauf, dass Michel endlich sein »Ja« sprechen sollte. Die Ringe hielt er schon bereit. Und da Michel immer noch  
schwieg, begann er, der mehr Geduld hatte als seine ganze Gemeinde zusammengenommen, die Frage, als sei sie  
nicht verstanden worden, zu wiederholen: »Willst du...« »Ja!« rief Michel schnell dazwischen, und indem er es  
aussprach, hatte er damit mehr kundgetan als nur den Willen, die Jungfrau Inge zu seinem ehelichen Weib zu nehmen.  
1035 Er hatte ja gesagt zu allem: zur Liebe, zum Leben und zum Tod.

1040 Vor dem Portal des Doms standen zwei alte Damen. In ihren Kapotthüten, deren Flitterschmuck einen schwärzlichen Glanz versprühte, ihren langen Mantillen, die, ebenholzscharf die Gestalt säulenförmig umschlossen und bis auf die Galoschen reichten, die man auch beim schönsten Frühlingwetter nicht zu Hause ließ, waren sie vollkommen gleich gekleidet und auch sonst kaum voneinander zu unterscheiden. Sie gehörten zur Garde derer, die bei keiner Taufe, Hochzeit und Beerdigung fehlen. Der Trauung hatten sie in möglichster Nähe des Altars beigewohnt, waren dann aber vor Schluss der Zeremonie hinausgeeilt, um sich an jenen Platz vor der Kirche zu stellen, der, wie sie aus alter Erfahrung wussten, der strategische Punkt war, von dem aus sich alles am besten überblicken ließ: die Hochzeiter, der Pastor, junges Paar und Eltern, Marschälle und Brautjungfern, Gäste und Zuschauer und die Menge derjenigen, die ebenso neugierig waren wie sie selbst – nicht zu vergessen der vornehmen Wagen, gallonierten Diener, Kutscher und schönen Pferde, die ungeduldig das Pflaster vor der Kirche stampften. »Ein hübsches Paar«, sagte die eine. »Er sieht schon etwas verlobt aus«, meinte die andre.

»Und sie so unerfahren.« »Wenn das nur gut wird!« »Geld haben sie beide.« »Das will ich meinen.« »Nun, dann wird es so schlimm schon nicht werden.«

Hinter die beiden alten Frauen war, von ihnen unbemerkt, mit schnellem, leisem Schritt ein Mann getreten, wie jemand, dem nichts daran gelegen ist, in vorderster Reihe erblickt zu werden. Wenn es aber seine Absicht war, sich hinter ihnen wie hinter einem Busch zu verstecken, so konnte ihm das schon darum nicht gelingen, weil er sie um mehr als Haupteslänge überragte. Auch trug er einen Zylinderhut, womit ein Mann, auch in der größten Volksmenge, immer auffällt. Er war auch sonst feierlich gekleidet. Man hätte annehmen können, er gehöre zu den Hochzeitsgästen, wenn nicht der Umstand, dass er sich vor statt in der Kirche aufhielt, dieser Annahme widersprochen hätte. An der Art, wie er von einem Fuß auf den anderen trat, kleine ungeduldige Bewegungen machte und immer wieder den Hals vorstreckte, um durchs Portal ins Innere zu spähen, war zu bemerken, dass er mit Spannung auf den Augenblick wartete, da der Hochzeitszug die Kirche verlassen würde. »Jetzt kommen sie«, flüsterte die eine der Frauen.

»Hat sie geweint?« fragte die andere. Als Michel, seine junge Frau am Arm, durch das dunkle Portal ins Helle trat, sah er, wie zwischen zwei schwarzen Mantillen ein Mann im Zylinderhut sich hervordrängte, offenbar in der Absicht, sich ihm bemerkbar zu machen.

1065 »Ein Gratulant«, dachte Michel, »aber wer ist es?«

»Verzeihen Sie«, sagte der Mann und seine Stimme klang heiser, aufgereggt, gehetzt, als wäre er eben schnell gelaufen und noch nicht wieder zu Atem gekommen. »Sehr ungewöhnliches Benehmen meinerseits. Muss tausendmal um Entschuldigung bitten. Frau Gemahlin gnädigst Nachsicht üben. Mich sehr beeilt, um Augenblick nicht zu verpassen. Bin glücklich, dass ... doch noch...« Der Hochzeitszug stockte. Die Nachkommenden stauten sich im Portal. Aber was war die ganze gute alte Dorpater Studentenerziehung wert, wenn sie diejenigen, die ihrer teilhaftig waren, nicht in den Stand setzte, sich auch bei größter Überraschung augenblicks zu fassen, die ungewöhnlichste Lage blitzschnell zu durchschauen und auch dem schwierigsten Fall nicht ratlos gegenüberzustehen, sondern sofort zu handeln. Ein Blick der Verständigung genügte, und schon wollten der Rechte und der Linke, die den Herrn im Zylinderhut schneller wiedererkannt hatten als Michel – er trug keinen Bart mehr und sah auch sonst verändert aus –, den Rackelhahn von zwei Seiten packen und ihn als eine unliebsame Störung des Festes schnell, gewaltsam und möglichst geräuschlos vom Platz entfernen, wozu sie sich durch sein jedenfalls nicht einwandfreies Benehmen durchaus berechtigt glaubten, als das Dazwischentreten einer bis dahin gleichfalls unbemerkt gebliebenen Erscheinung sie an diesem Vorhaben hinderte. Der Sekundant des Rackelhahns, eine, wie man annehmen darf, stadtbekannte Persönlichkeit, war plötzlich auch zur Stelle, zog die beiden, sie an den Händen fassend, beiseite und redete schnell, leise, liebenswürdig und etwas von oben herab auf sie ein. Die Umstehenden entnahmen seiner Rede nur die Worte: »Friedliche Erledigung.« Der Rackelhahn hatte inzwischen einen kleinen goldschimmernden Gegenstand, den man für irgendein Schmuckstück halten konnte, Inge in die Hand gedrückt und dazu nur gesagt: »In Ihre Hände, gnädige Frau.« Dann hatte er mit beiden Händen nach Michels Hand gegriffen und sie heftig und lange geschüttelt. Es schien, dass er noch etwas oder noch vieles sagen wollte, aber es kamen aus seiner Kehle nur einige sonderbare Laute, die fast wie ein Krähen oder Gackern klangen. Dann, Michels Hand endlich freigebend, wandte er sich ab, blickte um sich, wie jemand, der fliehen will und nach einer Öffnung zum Entweichen sucht, stürzte, da ihm sonst kein Ausweg blieb, auf die Mantillen los, die vor Aufregung flatterten, zwängte sich zwischen ihnen wie durch eine zu enge Pforte hindurch und war im nächsten Augenblick spurlos verschwunden. Die Mantillen machten, wie vom Winde gedreht, mehrere schnelle Wendungen, da sie einerseits sehen wollten, wohin der fremde Vogel entflohen, andererseits aber natürlich auch nichts versäumen durften von dem, was es in der Gegend um das junge Paar herum zu sehen geben könnte.

Dies alles ging so schnell vor sich, dass sowohl Michels Eltern als auch Inges Vater, wie auch der Pastor und die ganze übrige Menge nicht Zeit fanden, sich aus einer Erstarrung des Staunens zu lösen, bis zu dem Augenblick, da Inge den von dem fremden Vogel empfangenen Gegenstand mit einem fragenden Blick Michel in die Hand gab, der ihn prüfend betrachtete. Sein Antlitz wurde strahlend. So strahlt ein Kind, wenn es ganz unerwartet ein großes  
1095 Geschenk bekommt. Michel sah sich nach dem Geber des Geschenkes um. Er schien ihm naheilen zu wollen, besann sich aber und sagte zu Inge nur: »Behalte das, mein Herz, und hüte es wohl.« Damit zog er sie fort zum Wagen. Die anderen folgten. »Er hat ihr einen Ring geschenkt«, meinte die eine Mantille.

»Oder ihm etwas, das man an der Uhrkette trägt«, vermutete die andere. »Jedenfalls ein Andenken«, beschloss die erste.

1100 Und darin hatte sie nicht geirrt. Es war ein Andenken: eine kleine durchbrochene goldene Kapsel. Wenn man sie öffnete, lag lose darin ein verschrumpftes Kügelchen – wie von Brot.

*(17896 Wörter)*

*Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/hoerner/letztzug/chap001.html>*